1,40 DM / Band 80
Schweiz Fr 1.60 / Österr. S 10.-

BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Augen des Grauens

Jeder wollte in seine Augen sehen,
obwohl jeder wußte,
welche verheerende Folgen das hatte . . .

Belgien F 27 / Frankreich F 3,50 / Italien L 650 / Luxemburg F 25 / Niederlande f 1,60 / Schweden kr 4,25 i.m. / Spanien P 60



Augen des Grauens

John Sinclair Nr. 80

von Jason Dark

erschienen am 15.01.1980

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Augen des Grauens

Wir wußten längst, daß wir auf der Abschußliste der Dämonen ganz oben standen. Dafür hatten wir ihnen zu viele Niederlagen beigebracht. Immer wieder suchten sie nach neuen, grausamen Tricks, um uns zu erledigen.

Und sie fanden eine Schwachstelle.

Sheila Conolly. Auf raffinierte Weise wurde sie entführt. Aber ihr Mann Bill gab nicht auf. Er suchte und fand sie. Doch Sheila hatte ihr Augenlicht verloren. Die Augen des Grauens waren ihr zum Verhängnis geworden…

Clark Benson wollte sich umbringen!

Seine kräftigen Finger umspannten die Henkersschlinge. Sie bestand aus bestem Hanf und war dreifach geknotet. Benson hatte die Schlinge so vor sein Gesicht erhoben, daß er hindurchschauen konnte und sein Blick auf das Stahlgerüst der Hungerford Railway Bridge fiel.

Die Brücke sollte sein Todesplatz werden.

Und nichts würde ihn mehr davon abhalten, sich umzubringen. Er mußte dem Befehl gehorchen.

Langsam ging er weiter. Seine Füße knickten das Gras des gepflegten Parks, der die Royal Festival Hall am oberen Themseknick umgab. Durch den Park führte die Eisenbahnlinie zur Waterloo Station, aber dieser große Bahnhof lag in Bensons Rücken. Er interessierte ihn auch nicht, für ihn war die Brücke wichtig.

Sie lag zwischen der Westminster Bridge und der Waterloo Bridge und war längst nicht so berühmt wie ihre beiden Schwestern. Es kam auch daher, daß über die Brücke kein Autoverkehr führte. Nur Eisenbahnen rollten von einem Stadtteil in den anderen.

Das Gelände stieg leicht an.

Clark Benson mußte eine Böschung hochklettern und stand nach wenigen Minuten schweratmend auf dem Bahndamm.

In der Kühle der Nacht schimmerten die Schienen feucht. Von der Oberfläche des Flusses stiegen immer Nebel hoch, dampften schlierengleich der Brücke entgegen und legten sich als feuchter Film auf die Gleiskörper.

Auf den Schwellen schritt Clark Benson weiter.

Er hatte keine Angst, daß ihn ein fahrender Zug von den Schienen fegen würde, um diese Zeit es war drei Uhr morgens ruhte der Verkehr nahezu. Benson brauchte sich um eine exakte Durchführung seines Vorhabens keine Sorge zu machen.

Vor ihm wuchs das hohe Stahlgerüst in den dunklen Nachthimmel. Die handgroßen Nietenköpfe blinkten im fahlen Mondlicht, und unter dem ein samen Selbstmörder gurgelte das Wasser der Themse.

Es sah schwarz aus.

Kein Schiff durchschnitt die Wellen, kein Vergnügungsdampfer fuhr mehr, und kein Container wurde abgeschleppt.

London holte Atem für einen neuen Tag.

Unbeirrt ging Clark Benson weiter. Seine Schritte klangen monoton. Zielsicher traf er jedesmal eine Schwelle. Es war ein gleichmäßiges Gehen, und der Atem des Mannes stand als Nebelwolke vor seinen Lippen.

Vier Gleisstränge führten über die Brücke. Der Geruch von Öl, Nässe und fauligem Wasser stieg Clark Benson in die Nase. Hoch oben auf dem Stahlgerüst hockten zahlreiche Möwen. Auch ihr Schreien war verstummt. Die Vögel schliefen.

Clark Benson schaute nach vorn. Ein Drittel der Brückenlänge lag hinter ihm. Er konnte bis zum Trafalgar Square schauen und sah dort die bunten Lichter. Sie erloschen nie.

Doch um Benson herum herrschte eine bedrückende Stille. Manchmal hatte er das Gefühl, daß die Schienen singen oder summen würden, aber das war wohl nur eine Einbildung, ebenso wie das Summen der gewaltigen Stahlträger.

Das Henkersseil war ziemlich lang. Clark Benson hatte es sorgfältig zusammengelegt und über seine Schulter geworfen. Das Gewicht drückte schwer, doch der Selbstmordkandidat spürte nichts.

Unbeirrt ging er seinen Weg. Sprang von Schwelle zu Schwelle, wobei seine Füße kein einziges Mal den Schotter berührten. Er blieb stehen.

Clark Benson hatte jetzt die Mitte der Brücke erreicht und befand sich neben dem Pfeiler, den er sich als Standpunkt für seinen Selbstmord ausgesucht hatte.

Benson verließ den Bahnkörper und trat direkt an das Eisengitter heran, wobei er seine Hände auf den Handlauf legte. Er schaute nach Norden.

Der Fluß wirkte wie ein gewaltiges, dunkles, gekrümmtes Band, das ein Häusermeer durchschnitt, in dem Millionen Menschen lebten.

Menschen!

Bitter lachte Benson auf. Sie waren ihm seit zwei Tagen gleichgültig. Seit er die Augen gesehen und erlebt hatte, war er in deren Bann geraten.

Die Augen!

Er hatte sich in den Pupillen gesehen. Sein Schicksal war darin vorgezeichnet, wie er von der Brücke sprang, wie er am Strick hing, wie sich sein Gesicht verzerrte und das Leben aus dem Körper strömte.

Doch er konnte nichts ändern!

Sein Tod war eine beschlossene Sache. Die Augen hatten es ihm vorgeschrieben.

Er mußte gehorchen!

Schräg wuchs neben ihm der Stahlträger nach oben. Schon in Kopfhöhe begann die erste Querstrebe, wiederum durch dicke Nieten mit dem Träger verbunden.

Clark Benson überlegte, ob er am Träger hochklettern sollte, doch er entschied sich für die einfachere Möglichkeit. Gelassen, wie ein Mensch, der sich an seine tägliche Arbeit macht, ließ er sein Seil von der Schulter rutschen und rollte es auf.

Als er das andere Ende in der Hand hielt, drehte er es um das Geländer der Brücke, machte einen Dreifachknoten und prüfte durch.

Er nickte zufrieden.

Der Knoten würde halten Zurren die Festigkeit.

Er nickte zufrieden.
Der Knoten würde halten…
Dann bückte er sich und nahm die Schlinge. Das Seil war durch die Feuchtigkeit klamm geworden. Das störte ihn nicht.
Clark Benson streifte sich die Schlinge über den Kopf. Sie paßte genau, er hatte es schon zu Hause ausprobiert.
Das klamme Seil scheuerte am Hals, die Fasern waren aufgerauht, und die Haut begann sehr schnell zu Jucken, Clark Benson prüfte noch einmal den Sitz des Knotens und stieg dann auf das handbreite Geländer der Brücke.
Es war schwierig, die Balance zu halten, doch der Selbstmordkandidat pendelte sein Gleichgewicht gut mit den Armen aus.
Ein letztes Mal schaute er über den Fluß. Doch der breite Strom verschwamm sehr schnell vor seinen Augen und machte einem Gesicht Platz, dessen Anblick bei Benson Selbstmordgedanken auslöste.
Das Gesicht war uralt, aber es hatte so etwas Zwingendes an sich, strahlte solch eine Autorität aus, daß Clark Benson gar nicht anders konnte, als zu gehorchen.
Vor allen Dingen waren es die Augen, die ihm den stummen Befehl gaben.
›Spring!‹ forderten sie.
»Ja!« hauchte Clark Benson. »Ja, ich werde springen! Ich komme, ich folge dem Ruf!«
Der Mann knickte leicht in den Knien ein und stieß sich dann kraftvoll ab.
Den Bruchteil einer Sekunde schwebte er in der Waagerechten, dann folgte er den Gesetzen der Erdanziehung und fiel nach unten.
Das auf der Brücke liegende Seil rollte sich auf, rutschte über das Geländer, erzeugte dabei ein sirrendes Geräusch und straffte sich.
Clark Benson spürte noch den ungeheuren Ruck – und dann nichts mehr.
Wenig später schwang sein lebloser Körper, etwa zwei Yards über dem Wasser der Themse…
Und doch gab es Boote, die auch noch nachts unterwegs waren.
Zu ihnen gehörte das Polizeiboot ›Flying Dutchman‹. Es war ein kleines Patrouillenboot mit nur zwei Mann Besatzung. Die Wasserpolizisten hatten vor allen Dingen die Aufgabe, in Ufernähe Schiffe zu kontrollieren, die ihnen verdächtig vorkamen. Obwohl der Kahn nur eine geringe Größe besaß, war er doch mit zahlreichen technischen Raffinessen ausgerüstet. Dazu gehörte Radar, eine Maschinenpistole als Bewaffnung, mehrere winzige Kojen, Telefon und Funk. Eingebaut in die Kajüte war eine kleine Sanitätsstation.
Das Patrouillengebiet umfaßte die Strecke zwischen der Vauxhall

und Tower Bridge. Sie fuhren die Runde mehrmals in der Nacht. Zuerst von der Vauxhall Bridge am rechten Ufer hoch, um dann am Tower zu drehen und die gleiche Strecke nur seitenverkehrt zurückzufahren.

Immer das gleiche.

Aber der Dienst wurde nie eintönig. Zuviel ereignete sich in diesem Gebiet. Die Polizisten waren schon Dieben, Schmugglern und Dealern auf die Spur gekommen, und manches Mal hatte es einen heißen Kampf gegeben.

Doch diese Nacht versprach ruhig zu werden.

An den feuchten Uferstreifen hatte sich der Nebel verdichtet und war dabei, langsam aber sicher den Fluß zu überqueren. Lautlos glitten die trägen Schwaden über das gurgelnde Wasser.

Längst hatten die beiden Polizisten ihre Nachtsichtgeräte in Betrieb. Larry Holder hielt sein Glas gegen die Augen gepreßt, während sein Kollege Burt Portobello das Steuer umfaßte.

»Diese Nacht kommt mir ungeheuer lang vor«, murrte der jüngere Larry Holder.

Portobello lachte. Er war ein alter Fuchs und schon über zwanzig Jahre im Polizeidienst. »Die Nacht ist nicht länger als alle anderen auch«, erwiderte er, und ein Lächeln zuckte um seine Mundwinkel. »Sie kommt dir nur so vor, weil du dich morgen verloben willst.«

Larry wurde noch rot, und sein älterer Kollege schlug ihm auf die Schulter.

»Laß gut sein, Larry, ich war auch mal jung. Da habe ich ebenso gedacht wie du. Aber jetzt?«

»Meine zukünftige Frau wird sich nie an den Nachtdienst gewöhnen«, sagte Larry.

Burt Portobello winkte ab. »Wenn ihr verheiratet seid, denkt sie anders darüber. Außerdem braucht ihr die Zulage. Für mich ist das Geld nicht mehr so wichtig, doch wenn man jung ist, braucht man die Moneten eben. Das war früher so, und das wird auch nie anders sein. Durchbeißen, mein Junge. Auch durch die Ehe.« Portobello strich über seinen Kugelbauch. »Mir haben die Jahre mit meiner Claudia ganz gut getan.«

Larry grinste. »Vor allen Dingen die Spaghettis.«

»Und wie«, antwortete Burt, der Nudelfan.

Sie näherten sich inzwischen der Waterloo Bridge. Burt Portobello steuerte das Boot mehr auf die Strommitte zu, da jetzt einige flache Inseln auftauchten, die dem Ufer vorgelagert waren.

Dahinter begann die breite Uferstraße, Victoria Embankment genannt. Hin und wieder rauschten Wagen über die Fahrbahnen. Durch den Ufernebel wirkten die hellen Scheinwerfer wie zerfaserte Augen. Den Polizisten kam es vor, als fuhren die Autos in einer

anderen Welt.

Larry hatte wieder das Glas an die Augen gepreßt. Er beobachtete die Inseln. Hier war er immer besonders vorsichtig. Vor einigen Monaten hatten sie dort eine Rauschgiftparty zerschlagen.

Die Wellen des Flusses klatschten gegen den Bug und wurden von dem Metall zerschnitten, um danach als Gischt auseinanderzufliegen. Hinter dem Heck wirbelte der Kahn einen Schaunistrudel hoch.

»Nichts los auf den Inseln?« fragte Burt.

»Nein.«

Portobello lachte. »Die werden erst mal die Nase voll haben. Von wegen Rauschgiftfete und so.«

»Bestimmt.«

Portobello gähnte. »Wird Zeit, daß ich meinen Kaffee bekomme«, meinte er.

»Warte noch bis zur nächsten Brücke.«

»Okay.«

Die folgenden beiden Minuten vergingen, und keiner der Polizisten sprach ein Wort. Der Nebel nahm zu. Eine völlig normale Angelegenheit während der frühen Morgenstunden.

Burt Portobello schaltete die beiden großen Wischer ein, um die Tropfen von der gebogenen Scheibe zu fegen.

Die Sicht wurde besser.

Verschwommen tauchte das Stahlgerüst der Hungerford Railway Bridge auf. Die gewaltige Konstruktion glänzte vor Nässe. Direkt unter der Brücke gurgelte und rauschte das Wasser. Der Fluß hatte hier einen Strudel gebildet.

Larry Holder hielt sein Glas immer noch vor den Augen.

Portobello, sein Kollege, grinste. »Was starrst du denn so? Macht auf der Brücke eine Blondine Striptease?«

»Ich glaube, ich spinne«, flüsterte Larry.

»Wieso? Stimmt's?« Portobello behielt sein Grinsen bei.

Larry schluckte. »Da da hängt einer!« erwiderte er rauh.

»Oder auch zwei, wie!«

»Kein Scherz, Burt. Da hat sich wirklich einer aufgehängt!« Larry ließ das Glas sinken und schaute seinen Kollegen an. »Sieh doch selbst!«

»Brauch ich gar nicht«, erwiderte der Polizist mit dem italienischen Namen. »Ich erkenne die Gestalt auch mit bloßem Auge.« Sie hatten sich der Brücke inzwischen so weit genähert, daß Portobello kein Glas mehr benötigte. Und er erhöhte jetzt die Geschwindigkeit. Das Boot nahm Fahrt auf, der Bug stellte sich hoch, und die Gischtwelle am Heck wurde noch schaumiger.

Der Gehenkte bot ein makabres Bild.

Nebelschwaden umwogten seinen Körper, der vom Wind hin- und hergetrieben wurde. Die Arme hingen schlaff am Körper herab, und

als Larry Holder in daß Gesicht schaute, wandte er schnell den Blick.

Der junge Polizist schluckte. Er hatte bereits mehrere Tote in seinem Leben gesehen, aber noch keinen, der sich aufgehängt hatte. Dann hatten sie den Gehenkten passiert. Portobello drosselte die Fahrt und legte das Boot in eine Rechtskurve. Er hatte sie zu spitz angefahren, der Mahn krängte steuerbord über, und Flußwasser spritzte auf das Deck.

Nun zeigte Portobello, daß er doch ein Könner war. Er steuerte den Polizeikahn so dicht an die Leiche heran, daß die Füße des Toten fast die Aufbauten berührten. Die Beine pendelten dicht vor der breiten Frontscheibe.

»Da hilft alles nichts«, sagte Burt Portobello, »wir müssen ihn abschneiden.«

Larry schaute seinen Kollegen nur entsetzt an.

Portobello lächelte. »Keine Bange, Larry, ich schneide ihn ab. Bleibe du am Ruder.«

Larry Holder nickte. Sprechen konnte er nicht. Der Anblick der Leiche hatte ihn geschockt.

Portobello aber verließ das Ruderhaus. In seiner rechten Hand hielt er ein Messer. Er mußte auf das Ruderhaus klettern, um den Toten abzuschneiden.

Eine Minute später hatte er es geschafft. Die Leiche lag nun auf dem Deck.

»Es gibt doch immer wieder Idioten«, sagte er zu seinem jungen Kollegen; »Selbstmord würde mir nie im Leben einfallen. Naja, jeder ist eben anders.« Er deutete auf das Telefon. »Dann sag mal den Kameraden Bescheid. Die Landratten sollen sich jetzt um den Toten kümmern.«

Larry Holder nickte und griff zum Telefon.

***

Von Beruf war Stella Strangeford Sängerin. Als sie älter wurde, lernte sie noch strippen.

Und nun mit fünfundzwanzig Jahren hatte sie den Höhepunkt ihrer Karriere erreicht.

Sie war der Star vom Metronom, einem Nachtclub, der auf Seriosität Wert legte. Seriosität insofern, daß man hier kein Rauschgift verhökerte oder sich die Spitzen der Unterwelt trafen. Im Metronom ging alles gesittet zu.

Bis auf die kleinen Einlagen.

Um Punkt Mitternacht zog Stella ihre Schau ab.

Fünf Minuten vor der Tageswende kündete man ihren Auftritt schon an. Da verstummte plötzlich die Musik, da wurde das Licht dunkler, da hörte das Klingen der Gläser auf und die Unterhaltungen

versiegten.
Stammgäste wußten, was kam und setzten sich bequemer hin.
Ein Lichtkegel wanderte durch das Lokal, streifte kurz die mit grünem Samt ausgekleideten Nischen, bekam dann eine andere Einstellung und glitt im spitzen Winkel auf die Tanzfläche zu, wo nicht Stella Strangeford stand, sondern Clay Rialto, der Manager.
Er lachte so strahlend, daß seine weißen Zähne blitzten. »Ladies and Gentlemen«, rief er den Gästen zu, »bitte seien Sie nicht enttäuscht, daß Sie mich anstelle der Sängerin sehen, aber keine Angst, Stella wird noch erscheinen. Auf die Sekunde genau.«
Applaus wurde laut, und der Ansager verbeugte sich.
Ich klatschte auch. Allerdings etwas müde. Seit zwei Stunden hockte ich bereits in dem Nachtlokal, jedoch nicht aus reinem Privatvergnügen, sondern dienstlich.
Stella Strangeford hatte mich herbestellt.
Worum ging es?
Genau wußte ich es nicht, aber Stella, sie hatte nicht mich erreicht, sondern nur meine Sekretärin Glenda Perkins, sprach von einer Gefahr, die zahlreichen Menschen drohte. Sie berichtete von mordenden Augen und einem Syndikat.
Mein Chef, Sir Powell, hatte von dem Anruf erfahren und mich losgeschickt, was mir wiederum gar nicht paßte, denn ich wollte durchschlafen. Dafür hatte ich dann die ersten drei Stunden am anderen Tag frei.
Nach dem Auftritt hatte die Stripperin Zeit für mich. So hielt ich erstens Wache und mich zweitens an einem Whisky-Soda fest. Das Glas war inzwischen leer. Unaufgefordert stellte mir die leicht geschürzte Bedienung einen zweiten Whisky vor die Nase.
Er ging ebenfalls auf Spesen.
Clay Rialto zupfte an seinem himmelblauen Smoking herum. Sein lockiges Haar glänzte, und die Gesichtszüge zeigten eine Solariumbräune, die selbst im Scheinwerferlicht kaum verschwand.
Der gute Clay wußte eben, was er seinem Ruf schuldig war.
Ich nippte an meinem Getränk.
Die Worte des Conferenciers plätscherten an mir vorbei. Mit halbem Ohr bekam ich mit, wie er Stella Strangeford in höchsten Tönen lobte und sämtliche Vorzüge ihrer Stimme sowie ihres Körpers ausmalte.
Am Nebentisch saßen zwei ältere Herren und leckten sich die Lippen. Ihre Animierdamen hatten sie ganz vergessen. Die Männer kamen aus Germany und hatten in London geschäftlich zu tun gehabt. Soviel bekam ich aus den Gesprächen mit.
»Und nun will ich Sie nicht länger auf die Folter spannen!« rief Clay Rialto. »Ich sage nur Stella Strangeford!«
Er streckte den rechten Arm aus und hüpfte dabei aus dem

Lichtkegel.
Dafür kam sie.
Die Band intonierte einen Tusch, und Stellas großer Auftritt begann.
Ich schaute auf meine Uhr. Genau Mitternacht. Die Gäste begannen zu klatschen, erste Blumen segelten auf die Bühne, und Stella nahm die Huldigungen lächelnd entgegen. Den ihr entgegenbrandenden Beifall war sie gewohnt und stoppte ihn dann mit einer Handbewegung.
Es wurde still.
Stella hob das Mikrofon an die Lippen.
Ich saß ziemlich vorn und konnte sie genau sehen.
Sie sah wirklich gut aus. Das blonde hochgesteckte Haar kontrastierte ausgezeichnet mit dem engen, pechschwarzen Kleid, das ihren Körper wie eine zweite Haut umspannte. Das Kleid war durchgehend mit funkelnden Knöpfen geschlossen und an beiden Seiten hoch geschlitzt. Wenn sie sich bewegte und die Schlitze auseinanderklafften, sah ich außer sehr schlanken, gut gewachsenen Beinen auch hauchdünne Netzstrümpfe und raffinierte Strapse.
Ihr Gesicht erinnerte mich irgendwie an die Schauspielerin Brigitte Bardot, und es war vor allen Dingen der üppige Mund, der darin auffiel.
Der Beifall verrauschte, ich lehnte mich bequem zurück, und die Sängerin bedankte sich mit wohl einstudierten Worten für den ihr entgegengebrachten Applaus.
»Der Song handelt von einer unermeßlichen Liebe und von einem grausamen Mord«, erzählte sie mit dumpfer Stimme, während in ihren Augen der Spott funkelte. »Hören Sie genau zu, meine Herren, damit Sie wissen, was Ihnen unter Umständen alles noch widerfahren kann.«
Ich nippte gelassen an meinem Whisky, während Stella Strangeford dem Bandleader ein Zeichen gab.
Der reagierte prompt. Leise Musik setzte ein. Ein Geigensolo, begleitet von sanftem Trommelwirbel.
Dann sang Stella.
Und sie war Klasse, das mußte auch ich zugeben, obwohl ich von ihr eigentlich nicht viel erwartet hatte. Ihre Stimme besaß genau das Timbre, das Männerherzen zerfließen ließ. Ihr ganzes Auftreten, ihre Bewegungen, ihre das Mikrofon in den Händen zu drehen und damit zu spielen, erinnerten mich an die Sängerin Milva. Auch Stellas Stimme konnte fast mit der Italienerin Schritt halten.
Der Text des Liedes war an sich banal. Hier ging eben nur die Sängerin unter die Haut.
Ich zündete mir eine Zigarette an, beobachtete die Frau und nahm hin und wieder einen winzigen Schluck Whisky. Es war ein guter Stoff. Er brannte weder im Hals noch im Magen.

Das Lied war aus.

Ein letzter Ton klang noch nach, schwebte zitternd im Raum, dann wurde es still.

Aber nur für ein, zwei Sekunden.

Danach begann der Applaus. Orkanartig brandete er der Decke entgegen. Die meisten Gäste sprangen auf und klatschten. Selbst die Frauen Nachtclubsängerinnen sonst nicht gerade zugetan sparten nicht mit Beifall.

Stella Strangeford hatte gesiegt. Auch ich klatschte. Sie verbeugte sich mehrmals, und ich hatte immer das Gefühl, als würde sie in meine Richtung schauen. Aber das konnte auch eine Täuschung sein.

Trotzdem hatte ich meinen eigentlichen Auftrag nicht vergessen. Ich fragte mich die ganze Zeit über, welch ein Geheimnis Stella mir anvertrauen wollte. Und weshalb erst nach ihrem Auftritt denn nun begann der zweite Teil.

Der Strip!

Stella stellte sich etwas breitbeinig hin, bog herausfordernd den Oberkörper zurück und schnippte zweimal mit den Fingern.

Einmal links, einmal rechts.

Der Bandleader reagierte.

Harte Rockklänge peitschten durch den Raum. Es war eine wilde, aggressive Musik. Stella löste mit einem Griff ihren Haarknoten, und im nächsten Augenblick fiel die Mähne bis auf die Schultern.

Dann begann ihr Tanz.

Stella Strangeford bewegte sich wie eine Katze. Sie wandte den Zuschauern das Profil zu, machte mit dem rechten Bein einen Schritt nach vorn, so daß der Schlitz des Kleides aufklaffte und einiges von ihrem Körper zu sehen war.

Hin und her wiegte sie den Oberkörper, während ihre Finger nach den Knöpfen tasteten und damit begannen, sie zu öffnen.

Am Hals fing sie an.

Es sah lässig aus aber gekonnt.

Sie drehte sich im Kreis, das lange Kleid schwang hoch wie eine Fahne und wirbelte um die Taille.

Die Blicke der Gäste saugten sich an ihren Strapsen, den Strümpfen und dem winzigen schwarzen Slip fest.

Doch nur für einen Moment.

Stella stoppte mitten in der Drehung, und das Kleid fiel wieder nach unten.

Dafür glitt das Oberteil von ihren wohlgerundeten Schultern.

Niemand, auch ich nicht, hatte mitbekommen, daß sie die Hälfte der Knöpfe geöffnet hatte. Das Kleid fiel bis zu den, Hüften hinab. Darunter trug Stella einen schalenlosen BH, der an gewissen Stellen äußerst durchsichtig gearbeitet war.

Die Stripperin konnte, sich mit ihrer Figur wirklich sehen lassen. Und sie tanzte weiter. Dabei schien sie die Umwelt vergessen zu haben, lauschte nur nach der Musik, die immer lauter und fordernder wurde.

Ein gewagter Hüftschwung, schon fast akrobatisch zu nennen, und das Kleid flog zur Seite.

Es flatterte von der kreisrunden Bühne, wurde von dem Luftzug getragen und wirbelte auch an mir vorbei, wobei mich ein wenig Stoff noch am Gesicht streifte und ich den Parfümgeruch wahrnahm, den dieses Kleidungsstück ausströmte.

Stella Strangeford blieb für einen Augenblick stehen und reckte beide Hände in die Höhe.

Jeder konnte sie bewundern.

Wie gesagt, sie trug hauchdünne Strümpfe, Strapse, einen winzigen Slip und einen BH. Dazwischen war nur weiße Haut zu sehen, aber all das interessierte mich nicht sonderlich.

Ich sah nur die Waffe.

Es war ein Derringer, eine einschüssige Pistole. Viele halten sie für ein Spielzeug, aber die Kugel aus einem Derringer ist aus der Nähe abgefeuert tödlich.

Die Waffe steckte in ihrem Slip.

Warum?

Die Musik wurde noch wilder. Jetzt begann die Spannung. In wenigen Minuten würde Stella Strangeford die letzten Hüllen fallen lassen. Alle waren gespannt.

Ich auch, muß ich ehrlich gestehen.

Stella tanzte wieder. Sie drehte sich halb und wandte dem Publikum nun ihren Rücken zu. Ich sah noch einen Teil der linken Seite, der Derringer jedoch saß an der rechten.

Schwungvoll drehte sie sich wieder um.

Und da hielt Stella die Waffe in der Hand. Sie hatte sie, von mir unbemerkt, gezogen.

Und Stella tanzte weiter.

Allerdings anders als zuvor. Nicht mehr so leicht und gelockert, sondern schwerfälliger. Die Bewegungen waren weniger glatt, der Hüftschwung längst nicht mehr so übergangslos, irgend etwas war mit der Stripperin geschehen.

Plötzlich blieb sie stehen.

Wie ein Denkmal stand sie steif da und starrte ins Publikum, während die Musik weiterspielte.

Sie öffnete ihren Mund, um irgend etwas zu sagen, doch kein Wort drang über die rot geschminkten Lippen.

Und wieder hatte ich das Gefühl, als würde sie gerade mich anschauen.

Ein Schauer rann über meinen Rücken.

Aus welchem Grund hatte sie die Pistole gezogen? Das gehörte sicherlich nicht zu ihrem Auftritt.
Da war etwas faul.
Das wurde mir wohl als einzigem der Gäste klar. Stella befand sich in Gefahr.
Sie hob den rechten Arm, winkelte ihn an und drückte die Mündung des Derringers gegen die Schläfe.
Sie schrie Worte, die in der Musik untergingen. Ich brüllte »Nein!«, doch meine Warnung ging im Knall des Schusses unter.
Stella Strangeford hatte abgedrückt und sich selbst getötet!

***

Selten in meinem Leben war ich so schnell von einem Stuhl hochgekommen. Ich spritzte förmlich in die Senkrechte, während ich noch mit den Kniekehlen das Sitzmöbel umwarf.
Zum Glück saß ich ziemlich nah an der Bühne, so daß ich sie mit zwei großen Sätzen erreicht hatte.
Stella Strangeford fiel zur Seite.
Sie kippte einfach um, steif wie ein Brett.
Es gelang mir, sie im letzten Augenblick aufzufangen, aber da hielt ich schon eine Tote in den Armen. Mein Blick traf ihren Kopf, und ich erkannte das kleine, runde Einschußloch in der rechten Schläfe.
Jetzt erst verstummte die Musik.
Sekundenlang war es grabesstill.
Dann aber brach die Panik aus.
Die Gäste sprangen hoch, schrien wild durcheinander. Stühle fielen Um, spitze Schreie gellten in meinen Ohren wider. Vor allen Dingen die Frauen taten sich dabei hervor und rannten wie die Wilden in Richtung Ausgang.
Plötzlich stand der Manager, Clay Rialto, neben mir. »Was was ist passiert?« keuchte er.
»Sie ist tot«, erwiderte ich und nahm meine Hand von ihrer Brust, wo ich nach dem Herzschlag gefühlt hatte.
»Ja, aber…«
»Kein aber!« fuhr ich den Mann an, legte die Tote auf die Tanzfläche und zückte meinen Ausweis. »Scotland Yard«, erklärte ich.
Er nickte nur.
Fast alle Gäste hatten das Nachtlokal inzwischen verlassen. Nur noch die Musiker standen zwischen ihren Instrumenten Und schauten zu uns rüber.
»Was soll ich denn jetzt machen?« Clay Rialto schluckte.
»Holen Sie eine Decke«, erwiderte ich.
Der Manager verschwand.
Ich schaute auf das tote Mädchen. Noch immer war ihr Gesicht als

schön zu bezeichnen, und noch immer fielen die blonden Haare wie ein Vlies auf den Boden, doch da war das kleine Loch im Kopf der Tänzerin. Es wurde vom herabfallenden Licht überdeutlich gezeigt, und ich ließ Stella Strangeford langsam zu Boden gleiten.

Welches Geheimnis hatte sie mir anvertrauen wollen? Ich wußte es nicht, sie hatte es mit in den Tod genommen. Aber würde ich es jemals herausbekommen? Sie hatte mit meiner Sekretärin über mordende Augen gesprochen und über ein Syndikat. Sie hatte den Fall für sehr außergewöhnlich gehalten, und deshalb war ich an diesem Abend in das Nachtlokal gekommen.

Clay Rialto kam mit einer Decke zurück, die ich ihm aus den Händen nahm und über die Tote breitete.

»Ich kann es immer noch nicht fassen«, sagte er und rang die Hände. Dabei schaute er mich mit hohlem Blick an, der mir sagte, daß er mich für den Mörder hielt oder zumindest mir die Schuld an dem Selbstmord gab.

War es Mord oder Selbstmord?

Über diese Frage dachte ich bei einer Zigarettenlänge nach. Natürlich, es war vom Vorgang her ein reiner Selbstmord gewesen, aber was hatte Stella Strangeford dazu veranlaßt, dies zu tun? War es aus freien Stücken geschehen, oder hatte ihr jemand einen posthypnotischen Befehl gegeben, sieh umzubringen?

Diese letzte Theorie interessierte mich ganz besonders. Stella hatte bei ihrem Telefonanruf von mordenden Augen gesprochen. Gerade dieser Satz wurde für mich interessant.

Das Auge war etwas Besonderes an einem Menschen. Durch seine Hilfe konnte man nicht nur sehen, sondern auch anderen seinen Willen aufzwingen und sogar eine Zwiesprache halten, denn nicht umsonst redete man von der Augensprache.

Hatte Stella vielleicht unter einem posthypnotischen Einfluß gestanden?

Dieser Frage wollte ich nachgehen, und ich hoffte auch, eine Antwort zu finden. Wenn ich die einmal hatte, dann fand ich sicherlich auch den Mörder.

Ich drückte meine Zigarette aus.

Rialto stand noch immer neben mir. »Was soll jetzt geschehen?« fragte er.

Ich hob die Schultern. »Es war ein Selbstmord, ich habe es gesehen, und deshalb werden Sie keinerlei Scherereien bekommen.«

Er atmete auf.

»Warum hat sich Stella denn ausgerechnet dieses Lokal ausgesucht. Sie hatte sich doch auch zu Hause erschießen können.«

Er verstummte, als er meinen Blick sah.

»Ja, schon gut.« Rialto nickte mir zu und ging zu den Musikern. Er

redete auf sie ein, und ich hörte, wie er davon sprach, so schnell wie möglich Ersatz zu bekommen. Die Show mußte weitergehen.

Quer durch das Lokal ging ich auf den Ausgang zu. Dort hatten sich zahlreiche Gäste versammelt. Ebenso auf dem kleinen Parkplatz, wo die zahlreichen Wagen standen, deren Lack im Streulicht der Kugellampen.

Schließlich traf die Polizei ein. Ich erklärte meinen Kollegen, was vorgefallen war.

Die Leute nickten und nahmen es gleichmütig zur Kenntnis. Ein Selbstmord ist nicht weiter aufregend.

Ich aber hatte noch zu tun.

Clay Rialto erklärte mir, wo ich die Garderobe der toten Stripperin finden konnte. Es war ein schmuckloser Raum, nicht viel größer als eine Besen-Kammer. Unter der Decke brannte eine Kugellampe, und an den Wänden waren vergilbte Starfotos mit Heftzwecken festgesteckt.

Eine Wand wurde von einem Spiegel eingenommen. Davor stand der Schminktisch. Ich nahm auf dem fellbezogenen Hocker Platz und ließ meinen Blick über die zahlreichen Tiegel und Fläschchen streifen, die auf dem lisch standen. In der Luft lag ein Geruch aus Puder und Parfüm. Widerlich süß.

Die Kleider, sowie ein schwarzer Bademantel der Toten hingen an einer querlaufenden Stange hinter der Tür. Ich suchte nach irgendeinem Hinweis, den mir Stella Strangeford hinterlassen haben konnte.

Dazu zog ich die Schubladen des Schminktisches auf. Sie klemmten etwas.

Einige Ringe, eine Geldbörse, ein Ausweis. Zwei Lippenstifte, Taschentücher, eine schmale Handtasche aus Krokodilleder. Mehr sah ich nicht.

Die Tasche nahm ich heraus.

Ich öffnete sie und schaute nach.

Die Handtasche war nein, sie war nicht leer. Ganz in der Ecke fand ich eine Glaskugel, jedenfalls sah das Ding so aus. Mit spitzen Fingern holte ich die Kugel hervor, legte die Handtasche wieder zur Seite und besah mir das runde Glasgebilde.

Ich hatte mich geirrt. Was ich in der Hand hielt, war keine Glasmurmel, sondern ein Auge.

Ich hielt tatsächlich ein Glasauge zwischen meinen Fingern!

***

Im ersten Augenblick war ich geschockt. Das Auge war dem eines Menschen täuschend ähnlich nachgebildet.

Die Wimper fehlte. Das obere und untere Lid ebenfalls. Dafür waren

Pupille und Iris deutlich zu erkennen. Die Iris, auch Regenbogenhaut genannt, schimmerte blaugrau, die Pupille jedoch präsentierte sich meinen Blicken dunkel, fast schwarz, und man konnte das Gefühl haben, daß dieses Auge lebte.

Hielt ich hier vielleicht den gesuchten Hinweis in der Hand? Ich wußte es nicht, aber ich hoffte es.

Von allen Seiten schaute ich mir das gläserne Auge an, fand jedoch nichts, was mich mißtrauisch gemacht hätte. Ich steckte das Auge ein und beschloß, es von unseren Experten im Labor untersuchen zu lassen. Vielleicht fanden die etwas.

Dann erhob ich mich, durchsuchte noch einmal die Garderobe und nahm schließlich die Ausweispapiere der Toten an mich, um sie den Kollegen zu übergeben.

Die Beamten befanden sich noch auf der runden Tanzfläche, obwohl die Leiche inzwischen weggeschafft worden war.

Von dem Auge erwähnte ich nichts, sondern gab die Papiere ab.

»Sie haben sich in der Garderobe bereits umgesehen?« wurde ich gefragt.

»Ja, aber keine Spuren gefunden.«

»War es eindeutig Selbstmord?«

Ich nickte.

»Okay«, meinte der Kollege. »Wenn Sie dann gelegentlich vorbeikommen würden, um das Protokoll zu unterschreiben?«

»Sicher.«

Ich verabschiedete mich von den Beamten und verließ den Nachtclub. Clay Rialto sah ich nicht mehr.

Mein Wagen parkte nicht auf dem Parkplatz. Ich hatte dort keine Lücke mehr gefunden. Um den Platz zu erreichen, mußte ich einen künstlich angelegten Buschgürtel durchqueren und stand dann am Rande eines Kinderspielplatzes, wo ich auch meinen Bentley abgestellt hatte.

Die Nacht war schon ziemlich kühl. Der Herbst kündete sich jetzt mit aller Macht an und erhob Anspruch auf den Sommer. Das erste Laub lag auf den Straßen, und auf meinem Wagen glänzte eine feuchte Schicht.

Der Spielplatz war verlassen. In der Dunkelheit wirkte er mit all seinen Klettergeräten direkt fremd und unheimlich. Bäume säumten ihn ebenso wie Büsche. Durch das Laub strich der leichte Nachtwind und rieb die Blätter gegeneinander.

Ich suchte nach dem Schlüssel, ahnte an sich nichts Böses, als ich plötzlich das Rascheln hörte.

Sofort blieb ich stehen.

Das Rascheln war nicht von einer Seite ertönt, sondern vor mir, hinter und neben mir.

Und dann sah ich die Gestalten.

Sie hatten im Gebüsch gelauert und traten hervor. Fünf, sechs, sieben zählte ich. Sie gingen seltsam steif und ungelenk und hielten weiße Stöcke in ihren Händen.

Ich runzelte die Stirn.

Weiße Stöcke?

Da fiel es mir ein. Blinde benutzen diese weißen Stöcke, um auf sich aufmerksam zu machen, und um den Weg zu ertasten.

Die Gestalten waren blind.

Ich entspannte mich ein wenig.

Sie kamen näher. Kreisten mich ein, und plötzlich fühlte ich mich wieder unwohl. Ihre Gesichter waren helle Flecken in der Dunkelheit, aber noch heller präsentierten sich die schrecklichen Augen. Das heißt, es waren keine Augen mehr. Diese Blinden besaßen sie überhaupt nicht.

Sie waren ihnen genommen worden.

An Stelle der Augen spannte sich eine weiße Haut, die dazu noch kugelförmig hervorquoll.

Der Anblick war so makaber, daß mir eine Gänsehaut über den Rücken rieselte.

So etwas hatte ich noch nie gesehen.

Sie sprachen kein Wort, sondern kamen immer näher. Plötzlich meldete sich mein Gefühl wieder. Diese Blinden waren nicht als Freunde gekommen, im Gegenteil…

»Was wollen Sie?« fragte ich.

Der mir am nächsten Stehende gab die Antwort. Er war ein großer, breitschultriger Mann, trug einen unmodernen Anzug und ein helles Hemd mit offenem Kragen darunter. Sein haarlosen Schädel glänzte wie mit Wachs eingerieben.

»Gib uns das Auge!« forderte der Glatzkopf.

Jetzt wußte ich, wie der Hase lief. »Und wenn nicht?« fragte ich.

»Dann werden wir dich töten!«

***

Es begann alles so harmlos und gemütlich.

Der kleine Johnny schlief, im Kamin zerknisterten die Buchenscheite unter den Flammen, und eine behagliche Wärme breitete sich im großen Livingroom aus.

Bill Conolly saß in seinem Schaukelstuhl und las in einem Buch. Sheila, seine Frau, hatte irgendwo im Haus zu tun. Bill hörte hin und wieder ihre Schritte.

Er legte das Buch auf seine Oberschenkel, wandte den Kopf und schaute nach draußen.

Die Gartenbeleuchtung brannte. Kugellampen, die zwischen den

Tannen standen und helle Lichtinseln schufen. Auf dem wohlgepflegten großen Rasen lagen bereits die ersten bunten Blätter. Der Herbst war nah. Die Tage wurden kürzer, die Abende gemütlicher. Da saß Bill gern am Kamin und hing seinen Gedanken nach oder las ein gutes Buch. Diese Stunden taten ihm gut, er konnte über Probleme nachdenken und auch über das Leben an sich philosophieren.

Ein ruhiges Leben führte der, ehemalige Reporter nicht. Er hatte zwar seinen Job schon lange auf gegeben und arbeitete nur noch als freier Mitarbeiter, aber seine Recherchen nahmen doch Zeit in Anspruch. Hinzu kam noch, daß sein bester Freund, Geisterjäger John Sinclair, ihn hin und wieder in Fälle mit hineinzog und damit für zusätzliche Aufregung sorgte. Sehr zum Ärger von Bills Frau Sheila, die ihren Mann gern für sich und den gemeinsamen Sohn gehabt hätte. Immer hatte Sheila Angst um Bills Leben gehabt.

Gar nicht mal unberechtigt, denn mehr als einmal war Bill Conolly dem Tod nahezu im letzten Augenblick von der Schippe gesprungen. Denn die Mächte der Finsternis konzentrierten sich nicht nur auf den Geisterjäger allein, sondern auch auf seinen Freundeskreis. Da stand die Familie Conolly an erster Stelle.

Bill griff wieder zu seinem Buch und las weiter. Er hatte gerade eine Seite umgeschlagen, als er Schritte hörte.

Sheila kam.

Bill legte das Buch zur Seite, beugte sich nach rechts, faßte einen Holzscheit und legte ihn auf den Kaminrost, wo das Feuer sich über die neue Nahrung freute und die Flammen sofort stärker hochzüngelten.

Bill setzte sich wieder aufrecht hin und schaute seine Frau an, die drei Schritte vor ihm stand.

Die Augen des Reporters wurden groß.

Sheila war ausgehfertig. Sie trug ihren beigen Staubmantel, hatte das Haar hochgesteckt und hielt in ihrer rechten Hand einen Koffer aus Schweinsleder.

Der Koffer war es, der den Reporter so verwunderte und auch erschreckte.

Trotzdem lächelte er. »Was soll das denn, Sheila. Willst du noch weg!«

»Ja.«

»Und wohin? Denk daran, es ist bald Mitternacht.«

»Die Zeit spielt keine Rolle«, erwiderte Sheila Conolly hart. »Ich werde dich verlassen, Bill!«

Bill nickte, doch plötzlich riß er den Kopf hoch und schoß aus seinem Schaukelstuhl. Erst jetzt war ihm der Sinn dieser Worte aufgegangen.

»Was willst du?« keuchte er.

»Dich verlassen, mein Lieber. Ich gehe weg. Fort von hier.«

»Das ist doch ein Witz!«
»Nein, ist es nicht. Mir ist es sehr ernst mit meinem Entschluß. Und keiner wird mich daran hindern. Auch du nicht, Bill.«
Der Reporter schüttelte den Kopf. »Das glaube ich nicht. Das darf nicht wahr sein. Du kannst doch nicht einfach deine Sachen packen und so mir nichts dir nichts verschwinden.« Bill schlug sich gegen die Stirn. »Tut mir leid, Sheila, aber ich verstehe das nicht. Das geht in meinen Kopf nicht rein.«
»Du brauchst es auch nicht zu begreifen«, entgegnete Sheila Conolly kühl.
»Habe ich was falsch gemacht?« fragte Bill.
»Nein.«
»Also, gibt es dann noch einen Grund für dich, von hier wegzugehen?«
»Ja.«
»Und welchen, bitte sehr?«
Sheila hob die Augenbrauen. Sonst regte sich kein Muskel in ihrem schönen Gesicht. »Den Grund weiß ich, du brauchst ihn nicht zu kennen.«
Bill Conolly war wie vor den Kopf geschlagen. Er fühlte sich plötzlich unsagbar hilflos. Da saß er am Kaminfeuer, und plötzlich kam seine Frau, mit der er bisher eine tadellose Ehe geführt hatte und machte ihm klar, daß sie ihn verlassen wollte. Bill hätte es schockartig getroffen.
»Denkst du auch an Johnny?« fragte er leise. »Du hast einen Sohn, Sheila, und trägst auch die Verantwortung für ihn. Von mir und der Firma gar nicht zu reden. Hast du auch daran gedacht?«
»Habe ich.«
»Was ist dabei herausgekommen?«
»Es interessiert mich nicht.«
Bill lachte auf. Es klang schon hysterisch. »Es interessier dich nicht. Nein, es interessiert die Mutter nicht, was aus ihrem Sohn wird. Sie will weg!« Bill schrie ihr die Antwort ins Gesicht.
Sheila erwiderte kalt. »Sei nicht so laut, sonst wird der Kleine noch wach.«
Bill Conolly holte tief Luft. Er hatte die Hände zu Fäusten geballt, schüttelte den Kopf und lief wie ein gereizter Stier im Zimmer umher. Er begriff seine Frau nicht mehr.
Sheila sah ihre Zeit für gekommen. Sie drehte sich um und schritt zur Tür.
Auf halbem Weg merkte Bill, wo sie hinwollte. Er schnitt ihr den Weg ab.
»Du bleibst hier!« sagte er.
»Nein!« Sheila verhielt ihren Schritt. »Du kannst mich nicht halten,

Bill!«
Der Reporter legte beide Hände auf ihre Schultern, doch Sheila verzog das Gesicht und streifte mit einer Körperdrehung die Hände ihres Mannes ab.
»Rühr mich nicht an!«
Bill Conolly stand wie erschlagen vor ihr. Das Blut war aus seinem Gesicht gewichen. Er war kalkweiß, Mit tonloser Stimme sagte er: »Du bist also fest entschlossen zu gehen. Darf ich fragen, wohin dich dein Weg führt?«
»Es braucht dich nicht zu interessieren. Laß mich jetzt bitte durch.«
Bill schaute Sheila an. Sein Blick tastete jeden Flecken ihres Gesichtes ab. War das überhaupt noch seine Frau, die vor ihm stand? Äußerlich ja, aber wie hatte sie sich verändert? Aus einem Menschen war eine Puppe geworden, eine Marionette, die überhaupt keinen eigenen Willen mehr besaß.
Kein Muskel zuckte in Sheilas Gesicht, Sie hielt dem Blick stand, senkte nicht die Augenlider, sondern bohrte ihren Blick in Bills Gesicht.
Starr schaute sie ihn an.
Leblos und starr…
Das fiel Bill Conolly auf. Der Ausdruck in ihren Augen fehlte völlig. Sie zeigten keine Freude, keine Trauer, keinen Übermut und auch kein Leben an.
Sie waren tot.
Wie zwei Steine…
»Läßt du mich nun durch oder nicht?« fragte Sheila mit spröder Stimme.
Bill trat zur Seite und deutete in Richtung Tür. »Bitte sehr«, antwortete er flüsternd.
Sheila ging vorbei.
In Bills Kehle saß ein Kloß, der von Sekunde zu Sekunde immer größer wurde.
Sheila Conolly schritt auf die Haustür zu. Sie war abgeschlossen, doch der Schlüssel steckte von innen, und die Frau drehte ihn herum.
»Darling!« sagte Bill und mußte schlucken. Es kostete ihn ungeheure Mühe, die Beherrschung zu wahren.
Sheila drehte sich um. »Ja?« fragte sie kalt.
Bill holte tief Luft. »Also also, was ich dir noch sagen wollte, Sheila. Wenn du… wenn du… es dir anders überlegt hast, dann sollst du wissen, daß hier im Hause für dich immer ein Platz sein wird. Das wollte ich dir mitteilen, bevor du zu dem anderen gehst.«
Ein spöttisches, überhebliches Lächeln kräuselte die Lippen der Frau. Sie sagte nur: »Ich habe keinen anderen.« Dann ging sie nach draußen.
Bill blieb sekundenlang stehen. Schließlich hob er den Arm hoch,

winkelte ihn an, ließ sich nach vorn gegen den Türpfosten fallen und preßte seine Stirn gegen die Rückhand. Für ihn war in den letzten Minuten eine Welt zusammengebrochen.

Draußen brummte ein Automotor auf. Sheila fuhr aus der Garage. Sie jagte den Weg zum Tor hinunter. Das Brummen des Motors und das Knirschen der Reifen über den Kies verstummte.

Es wurde still…

Bill hörte das Ticken seiner Armbanduhr. Er schaute auf und blickte das Zifferblatt an.

Mitternacht!

Um Mitternacht hatte Sheila ihn verlassen. Wurde die Tageswende auch zu einer Wende in seinem Leben?

Fast sah es so aus.

Bill Conolly schritt niedergeschlagen in den Livingroom. Sein Gang war schleppend. Das Feuer im Kamin flackerte nur noch. Es gab mehr Schatten als Licht.

Im Zimmer wurde es dunkler. Und kühler…

Bill Conolly war nicht in der Lage, einen klaren Gedanken zu fassen. Am liebsten hätte er sich in den Wagen gesetzt und wäre hinter Sheila hergefahren.

Aber was hatte das für einen Sinn. Ihre Stimme hatte endgültig geklungen.

Bill griff nach seinen Zigaretten. Die Finger zitterten so sehr, daß ihm ein Stäbchen zu Boden fiel. Der Reporter ließ es liegen und nahm ein anderes. Er rauchte hastig, aber auch das Nikotin beruhigte ihn nicht.

Dann sah er die Whiskyflasche. Bill ging hin, zog den Korken hervor und trank aus der Flasche.

Er schüttelte sich, so übel wurde ihm. Nein, Alkohol war keine Lösung.

Bill Conolly stellte die Flasche wieder weg.

Das Telefon stach ihm ins Auge. Wen sollte er anrufen? Wer würde ihn verstehen? Natürlich, es gab einen, mit dem er über seine Probleme reden mußte. John Sinclair. Vielleicht konnte er helfen, denn Bill war im Augenblick nicht fähig, einen klaren Gedanken zu fassen.

Er wählte die Nummer.

Niemand hob ab.

Enttäuscht ließ Bill Conolly den Hörer wieder auf die Gabel fallen. Er setzte sich hin und vergrub das Gesicht in beide Hände. Minutenlang blieb Bill so sitzen.

Bis ihn eine helle Kinderstimme aufschreckte.

Bill Conolly schaute hoch.

Der kleine Johnny stand auf der Türschwelle und rieb sich verschlafen die Augen.

»Daddy?« fragte er. »Daddy wo ist Mummy?«
Bill schaute seinen Sohn an, hob hilflos die Schulter, vergrub sein Gesicht in beide Hände, und dann war es mit seiner Beherrschung vorbei.
Bill Conolly begann zu weinen…

***

Die Blinden waren gefährlich, verdammt gefährlich sogar. Obwohl sie nichts sahen, wußten sie genau, was sie zu tun hatten, und sie bewegten sich dabei äußerst schnell und raffiniert.
Immer enger zogen sie den Kreis.
Nach der Antwort des Glatzköpfigen waren einige Sekunden vergangen. Die Stelle hier war für einen Überfall wie geschaffen. Zum Lokal hin wurde sie durch Büsche und Bäume abgedeckt, und die Scheinwerfer der über die Fahrbahn rollenden Wagen streiften uns nicht einmal.
Sieben Gestalten.
Ich stand allein.
»Das Auge!« forderte der Glatzkopf wieder.
Es mußte für sie äußerst wichtig sein. Und wenn es für die Gegenseite wichtig war, dann auch für mich. Ich dachte gar nicht daran, mich von meinem Fundstück zu trennen.
Das schienen die Blinden zu wissen.
Hinten hatte ich keine Augen. Leider, denn sonst wäre mir einiges erspart geblieben.
Plötzlich spürte ich eine Berührung an meinem rechten Fußknöchel, dann einen Ruck, so daß ich das Gefühl hatte, jemand würde den Boden unter mir wegtreten.
Dabei war ich es, der fiel.
Einer der Blinden hatte mir mit der Krücke seines Stocks die Standfestigkeit verrissen.
Ich lag lang, hatte mich aber noch schützen können, bevor ich mit dem Kopf aufschlug.
Dicht vor mir sah ich die zahlreichen Beine der Blinden, sah die weißen Stöcke, und ich wußte, daß sie mich damit traktieren würden. Aber soweit wollte ich es nicht kommen lassen.
Zudem verspürte ich eine gewisse Scheu, gegen die Blinden zu kämpfen. Es waren keine normalen Gegner, sondern Behinderte, die ihr Augenlicht verloren hatten, und mit denen konnte ich mich nicht so auseinandersetzen wie mit gesunden.
Die ersten Stöcke wurden zu Schlaginstrumenten zweckentfremdet. Es ging blitzschnell, und die Blinden waren ein ausgezeichnet aufeinander eingespieltes Team.
Plötzlich hieben sie auf mich ein. Sie trafen mich an der Schulter,

den Hüften und den Oberschenkeln. Es waren harte Schläge, oft regelrechte Stöße, und den Blinden gelang es tatsächlich, mich auf den Boden zu zwingen, indem sie mir die Enden ihrer Stöcke auf beide Schultern preßten.

Dann schlug der Glatzkopf.

Er holte aus. Schräg pfiff sein Stock auf mich zu, und er hätte mich in der Körpermitte getroffen, doch soweit wollte ich es nicht kommen lassen, winkelte blitzschnell die Beine an und stieß sie vor.

Der Glatzkopf wurde getroffen, noch bevor mich der weiße Stock berührte.

Er torkelte zurück, ruderte mit den Armen, verlor sein Gleichgewicht und krachte in ein Gebüsch.

Zweige brachen unter ihm weg. Er stieß einen dumpfen Fluch aus, den ich nur mit halbem Ohr wahrnahm, denn ich hatte was anderes zu tun.

Mit beiden Händen bekam ich die Stöcke an meiner Schulter zu fassen und riß sie den Blinden aus den Händen. Einer hielt sich zu lange fest und fiel dabei zu Boden.

Ich warf mich herum und sprang auf die Füße.

Sie droschen jetzt wahllos auf mich ein. Von der Seite her fegte ein Stock auf meinen Kopf zu. Ich sprang zur Seite, packte den Knüppel und entwand ihn der Hand des Schlägers.

Den nächsten Gegner, der nach mir tastete, warf ich um. Danach hatte ich freie Bahn zu meinem Wagen.

Wie ein Berserker brach ich durch die Büsche.

Hinter mir hörte ich die aufgeregten und wütenden Stimmen der Blinden. Besonders der Glatzkopf schrie und stachelte seine Kumpane zu einer weiteren Verfolgung auf.

Rasch holte ich die Wagenschlüssel hervor und schloß auf. Ich hechtete in den Bentley und rammte die Tür sofort wieder zu.

Die ersten Blinden tauchten bereits auf. Sie hatten die Arme erhoben, und ihre Spitzen der Stöcke wiesen wie Lanzen auf meinen Wagen.

Ich startete.

Satt brummte der Motor. Zum Glück hatte ich den Wagen so stehen, daß ich sofort in Richtung Straße fahren konnte und nicht erst noch drehen mußte.

Die Reifen verloren etwas Profil, als ich in eine Kurve ging. Im Lichtteppich der Scheinwerfer sah ich den Weg.

Ich befand mich zwischen Hyde und Green Park, an der Südgrenze des vornehmen Stadtteils Mayfair. Ich fuhr die Park Lane hoch in Richtung Marble Arch.

Diese Blinden gingen mir nicht aus dem Kopf. Obwohl sie nichts sahen, wußten sie genau, wo sie mich finden konnten. Jemand mußte sie also leiten, mußte ihnen mitgeteilt haben, wo ihr Gegner steckte.

Aber wer war dieser Mann?

Das würde ich herausbekommen. Eine Spur hatte ich. Das geheimnisvolle Glasauge. Nach wie vor befand es sich in meiner Tasche und war auch nicht durch den Sturz zerstört worden, wie ich mit einem schnellen Griff feststellte.

Die Adresse der Stripperin hatte ich mir ebenfalls gemerkt. Sie wohnte gar nicht mal weit von meinem jetzigen Standort entfernt und zwar in der Marylebone High Street. In der Nähe von Madame Tussaud's Wachsfigurenkabinett.

Diese Horror-Bude der Madame hatte mich schon immer fasziniert, und ich überlegte, ob der Fall wohl in diese Richtung tendierte.

Ich fuhr zwanzig Minuten, dann hatte ich die Adresse der toten Sängerin erreicht.

Das Haus lag etwas versetzt, war von zahlreichen Platanen umgeben und machte einen sehr vornehmen Eindruck.

Um diese Zeit brannte kein Licht hinter den Fenstern.

Aber rein mußte ich.

Normalerweise hätte ich es mir dreimal überlegt, nach Mitternacht jemand aus dem Bett zu schellen, aber hier gab es keine andere Möglichkeit. Außerdem stand zuviel auf dem Spiel.

Ich legte meinen Zeigefinger auf die erste Klingel.

Nach fünf Minuten und nach mehrmaligem Läuten wurde geöffnet. Ein verschlafen aussehender Mann war durch den Flur bis an die Haustür gekommen.

Spaltbreit zog er sie auf.

»Was wollen Sie denn mitten in der Nacht?« wurde ich gefragt.

Ich entschuldigte mich und zeigte ihm meinen Ausweis.

Er konnte ihn nicht lesen, da er die Brille nicht bei sich trug, glaubte mir aber, daß ich von der Polizei war und ließ mich eintreten.

Der Flur war sehr breit. Die gewölbte Decke wurde von hohen Stützsäulen getragen. Ich befand mich, dem ersten Anschein nach zu urteilen, in einem regelrechten Patrizierhaus, einem Überbleibsel aus der Vergangenheit.

»Zu wem möchten Sie?« fragte mich der Mann.

»Miß Strangeford wohnt doch hier?«

»Ja, im zweiten Stock. Aber sie ist nicht zu Hause. Sie arbeitet nachts.«

»Ich weiß«, erwiderte ich. »Sie wird auch nicht mehr kommen. Sie ist tot!«

»Was?« Der Mann sperrte Mund und Augen auf. Unwillkürlich zog er den Bademantel fester um seinen Körper.

»Selbstmord«, erklärte ich. »Und deshalb möchte ich mir die Wohnung anschauen.«

Er nickte. »Okay, kommen Sie. Meine Frau hat einen Zweitschlüssel.«

Er führte mich in die Wohnung und ließ mich in der Diele warten.

Der Mann verschwand im Schlafzimmer, sprach dort mit seiner Frau einige Worte und kam zurück. »Kommen Sie«, sagte er.

Ich hielt ihm meine Hand hin. »Sie brauchen mich nicht zu begleiten, Mister. Wenn Sie mir nur sagen würden, wo ich die Wohnung finden kann?«

»Sicher, sicher.« Er hatte sich jetzt seine Brille aufgesetzt. Hinter den Gläsern sah ich seine erstaunten Augen. Ich bekam den Schlüssel und bedankte mich für die Hilfe.

Dann stieg ich die breiten Steintreppen hoch. Inzwischen verlöschte das Flurlicht, und ich schaltete es wieder an.

Wenig später stand ich vor der Tür.

Sie besaß zur Hälfte einen Glaseinsatz und bestand sonst aus dickem, dunkel gebeiztem Holz.

Ich schloß auf und betrat die Wohnung.

Auch hier roch ich den Parfümgeruch.

Fünf Zimmer hatte die Stripperin bewohnt. Sie mußte wirklich gut in ihrem Job verdient haben.

Schlafzimmer, Küche und Livingroom ließen mich vorerst kalt, denn mich interessierte das Arbeitszimmer mit dem großen Erkerfenster, das zum Hof wies. Hinter der Scheibe sah ich die Zweige eines knorrigen Baums.

Das Zimmer war mit Anbaumöbeln eingerichtet. Nur der Schreibtisch stammte aus einer anderen Zeitepoche. Biedermeierstil.

Ich öffnete die Schubladen, fand Briefe, Scheckkarten und einige persönliche Gegenstände.

Dann sah ich das Notizbuch.

So etwas hatte mich schon immer interessiert.

Im Licht der Schreibtischlampe blätterte ich es durch.

Termine, ein paar Zahlen, mehr sah ich nicht. Bis ich das Kapitel mit den Adressen aufschlug.

Hier wurde es interessanter.

Den Buchstaben A konnte ich schnell überschlagen. Ebenso den folgenden.

Der nächste Buchstabe war C.

Dort stand nur ein Name.

Sheila Conolly!

***

Ich wischte mir über die Augen, denn ich konnte es nicht glauben, was ich dort gelesen hatte.

Der Name blieb.

Sheila Conolly!

Stella Strangeford und Sheila Conolly. Zwei Frauen, aber verschieden

wie Tag und Nacht.
Die eine Ehefrau, fest in den bürgerlichen Gesetzen verankert, die andere eine Sängerin und Stripperin, die einen etwas lockeren Lebenswandel führte.
Die eine tot.
Und die andere?
Mein Herz klopfte schneller. Verzweifelt suchte ich nach einer Verbindung zwischen Sheila Conolly und Stella Strangeford.
Ich fand keine.
Noch einmal blätterte ich das Notizbuch durch, aber einen weiteren Hinweis auf Sheila fand ich nicht.
Nur dieser Name.
Doch der hatte gereicht.
Ich schaute auf meine Uhr. Es war fast halb zwei. Auch ich spürte die Müdigkeit, meine Augenlider wurden schwer, aber ich riß mich zusammen. Ich mußte herauskriegen, welch eine Verbindung zwischen den beiden Frauen bestand.
Darüber konnte mir unter Umständen Bill Auskunft geben oder Sheila selbst.
Das cremefarbene Telefon hatte ich im Livingroom gesehen. Ich ging hin, knipste eine Stehlampe an, deren Halbkugel ihr Licht auf den Apparat warf und tippte Bills Nummer in die Tastatur.
Zweimal läutete es durch. Dann wurde abgehoben, doch es meldete sich nicht Sheila oder Bill, sondern eine andere weibliche Stimme.
Eine Stimme, die ich ebenfalls gut kannte.
Jane Collins!
Wieder ein Hammer.
Ich hatte mich noch nicht mit Namen gemeldet, und Jane wiederholte ihren ersten Satz. »Hier bei Conolly.«
»Ich bin’s, John!«
»Nein!« Ein Schnaufen. »Daß du dich auch noch einmal meldest. Hast du deinen Anrufbeantworter abgehört.«
»Zum Teufel, nein. Ich bin dienstlich unterwegs. Kannst du mir mal sagen, was los ist?«
»Sheila ist weg!«
»Wie?«
»Sie ist verschwunden, John. Sie hat ihre Koffer gepackt und ist gegangen. Mitten in der Nacht und einfach so.«
»Dann stimmt es also doch«, murmelte ich.
»Was stimmt?«
»Das erkläre ich dir später. Sag mir nur noch, wie du jetzt zu Bill kommst!«
»Die Frage ist dumm, John. Kannst du dir nicht vorstellen, wie verzweifelt Bill ist? Er wußte nicht, was er machen sollte, versuchte

dich zu erreichen, du warst nicht da, und dann hat er mich angerufen. John, begreife doch, Sheila hat ihren Mann verlassen. Sie wollte plötzlich nicht mehr. Sie muß durchgedreht haben.«

»Oder auch nicht.«

»Wie meinst du das?« fragte die Privatdetektivin.

»Ich arbeite an einem Fall, der wohl mit Sheilas Verschwinden zu tun hat.«

»Dann komm rüber.«

»Natürlich. Wie geht es Bill?«

»Er ist am Boden zerstört«, antwortete Jane. »Kannst du dir ja vorstellen. Der Junge kann keinen klaren Gedanken fassen.«

»Und was ist mit Johnny?« wollte ich wissen.

»Sie hat alles im Stich gelassen, John. Auch ihren Sohn!«

Ich verabschiedete mich mit knappen Worten und hängte ein. Danach hatte ich es sehr eilig, die Wohnung zu verlassen.

***

Sheila Conolly fuhr durch das nächtliche London.

Steif saß sie hinter dem Steuer. Unbeweglich, mit starrem Blick. Sie bediente die Kupplung, schaltete, bremste, gab Gas und machte alles wie in Trance.

Eine Ehe lag hinter ihr, ein Lebensabschnitt, aber sie fühlte kein Bedauern. Das war vorbei, vergessen. Keinen Gedanken verschwendete sie an ihren Mann und nicht einmal an ihren Sohn dachte sie, dabei war der kleine Johnny für sie ihr ein und alles gewesen.

Jetzt hatte Sheila ein anderes Ziel.

Sie erreichte den Vorort Chelsea fuhr über die breite Kings Road bis zum Sloane Square und erreichte den Stadtteil Belgravia, der ebenso wie Mayfair zu den vornehmen Wohnorten der Millionenstadt London gehört.

Gepflegte Villen standen neben alten Patrizierhäusern. Es gab viel Grün, keine Industrie, und wer hier wohnte, der konnte sich wirklich erholen.

Ihr Ziel lag auch in Belgravia. Obwohl Sheila es noch nie gesehen hatte, fand sie es doch mit einer traumwandlerischen Sicherheit. Sie bog in eine schmale Seitenstraße ein, fuhr durch ein gebogenes Tor und rollte in einen Hof, dessen Grenze die Rückseite eines gelb gestrichenen Gebäudes bildete.

Sheila stoppte.

Der Motor verstummte mit einem leisen Blubbern. Ein paar Sekunden blieb die junge Frau noch in ihrem Wagen sitzen, dann öffnete sie die Tür und stieg aus.

Ein Tor teilte das Gebäude in zwei Hälften. Über dem Tor begannen

zahlreiche Fenster. Sie lagen ähnlich dicht beieinander wie es in einem Hotel der Fall war.

Nicht ein Fenster war erleuchtet. Einzige Lichtquelle bildete der Mond, dessen fahler Schein in den Innenhof fiel und das Pflaster bläulich schimmern ließ.

Sheila Conolly ging bis zu dem Tor und drückte auf einen Klingelknopf.

Irgendwo im Haus ertönte eine Glocke, doch es dauerte seine Zeit, bis geöffnet wurde.

Erst einmal wurde Sheila durch eine Luke beobachtet. Dann fiel die Klappe ein Riegel wurde zurückgeschoben, und danach zog jemand ächzend die Tür auf.

Eine Frau stand vor Sheila Conolly.

Mittelalter, mit streng zurückgekämmten grauweißen Haaren, einem schmalen Gesicht, scharfen Mundfalten und einer spitzen Nase. Die Frau trug ein braunes Kostüm, was ihren strengen Typ noch unterstrich.

»Ja?« fragte sie.

»Ich bin Sheila.«

Das Gesicht verzog sich zu einem Lächeln. Freundlicher wurde es dadurch jedoch nicht: »Komm herein, wir haben schon auf dich gewartet. Du hast dich verspätet.«

»Verzeih, aber…«

»Schon gut.«

Sheila nickte, schob sich an der Frau vorbei und betrat einen breiten Gang. Nach etwa zwei Schritten sah sie im Licht einer Kugellampe die beiden Türen.

Sie führten jeweils rechts und links des Ganges in das Gebäude hinein. Jeweils drei Treppenstufen führten zu den Türen hoch.

Die Frau ging an Sheila vorbei und wandte sich dann nach links. Bevor sie jedoch die Treppe hochstieg, blieb sie stehen und drehte Sheila ihr Gesicht zu.

»Du kannst mich Ada nennen«, sagte sie.

»Gern.«

»Komm jetzt!« befahl Ada. Sie konnte gar nicht anders reden, als in diesem Befehlston.

Ada öffnete eine schwere Tür, überschritt als erste die Schwelle, und Sheila folgte ihr in das Innere des Hauses.

Sie gingen vorbei an einer leeren Portiersloge und nahmen dann eine Steintreppe, um nach oben zu steigen.

Sie endete in einem breiten Flur. Er war mit dunklem Holz vertäfelt. Eine viereckige Lampe brannte unter der Decke und verbreitete einen trüben Schein.

»Sind wir da?« fragte Sheila.

»Nein, noch nicht.« Ada schritt zu einer doppelflügeligen Tür, die eine schwere, gußeiserne Klinke aufwies, Die Frau drückte sie nach unten, öffnete die Tür und ließ Sheila Conolly vorgehen.

Bills Frau ging an Ada vorbei.

Vor ihr lag ein Saal. Er war rechteckig angelegt, doppelt so lang wie breit und endete wie der Raum eines Kinos an einem Vorhang, der die gesamte Breite einnahm.

Leer war der Saal nicht.

Ein langer Tisch stand in der Mitte, dekoriert an beiden Längsseiten mit hochlehnigen Holzstühlen, die allesamt besetzt waren. Auf jeder Seite saßen acht Menschen.

Also sechzehn Personen insgesamt.

Es waren nicht nur Männer. Sheila sah auch Frauen. Junge, ältere, häßliche und schöne.

Zwei Dinge wiesen alle Personen gemeinsam auf.

Erstens trugen sie die gleiche dunkelblaue Kleidung. Gewebt aus einem rauhen Stoff. Die Frauen als Kittel, die Männer als Jacke und Hose.

Wie früher der Mao-Look.

Und noch eine Gemeinsamkeit gab es zwischen den Paaren.

Sie alle waren blind.

Sie hatten natürlich gehört, daß die Tür geöffnet wurde und wandten wie auf Kommando ihre Köpfe.

Zweiunddreißig Augenpaare richteten sich auf Sheila Conolly. Von normalen Augen konnte man allerdings bei ihnen nicht sprechen, denn das Weiße der Augäpfel füllte die Höhlen gänzlich aus.

»Wir haben eine Neue!« meldete Ada.

Sie und Sheila waren stehengeblieben.

Und jetzt erhoben sich die Blinden. Es geschah so, als hätte ihnen jemand einen geheimen Befehl gegeben. Sie stützten sich auf ihre neben ihnen stehenden reißen Stöcke und begaben sich so in die Senkrechte.

Sie starrten Sheila an.

Gesichter verzogen sich. Manche lächelten, andere wiederum wurden zu Fratzen. Und all das geschah in einer nahezu gespenstischen Lautlosigkeit.

Ada kicherte. »Merkst du nicht, wie sehr sie sich freuen?« zischelte sie.

Sheila nickte. Sie tat dies automatisch, ohne überhaupt den Sinn der Worte begriffen zu haben.

»Wie fühlst du dich in deiner neuen Heimat?« erkundigte sich Ada.

»Gut.«

»Schön. Dann wirst du bald vollends zu uns gehören, denn man wartet bereits auf dich. Der Kreis soll geschlossen werden. Wir sind

sechzehn Personen, du wirst die siebzehnte sein.«

Sheila nickte.

Ada wandte sich an die Blinden. »Setzt euch wieder hin!«

Sie gehorchten.

Dieser Vorgang lief nicht so lautlos über die Bühne. Stühle wurden gerückt, Hände fielen auf die Tischplatte es wurde ruhig.

Ada war zufrieden. Sie legte eine Hand auf Sheilas Schulter. Bills Frau gab dem Druck nach, und Ada führte sie zu einem der Fenster, von wo aus sie in den Hof schauen konnte.

Da unten stand noch ihr Wagen.

»Brauchst du ihn?« fragte Ada.

»Nein.«

»Gut, dann kann jemand den Mercedes wegfahren.«

»Ich habe nichts dagegen.«

Schon allein an dieser Antwort war zu erkennen, wie sehr Sheila unter dem Einfluß der anderen stand. Sonst hätte sie es nie zugelassen, daß sich jemand an ihrem perlweißen 350er SLC zu schaffen machte.

Ada war zufrieden.

Sheila durfte sich wieder umdrehen.

Ada sagte: »Bald wirst du ein vollwertiges Mitglied des Syndikats der toten Augen sein, aber zuvor mußt du noch eine Probe bestehen. Ich will dir etwas zeigen.« Ada klatschte in die Hände, und wie von Geisterhand bewegt, fuhr der Vorhang in der Mitte auseinander.

Er gab eine Bühne frei und präsentierte Sheila Conolly ein schauriges Bild…

***

Ich war buchstäblich durch London gerast, denn Bill wohnte ziemlich weit südlich, direkt an der Stadtgrenze. Sein Bungalow lag auf einem künstlich angeschütteten Hügel, mit viel Garten drum herum und war mit allem Komfort ausgestattet. Bill konnte es sich leisten, er hatte reich geheiratet.

Und doch quälten ihn Probleme. Vielleicht mehr als die anderen Menschen.

Seine Frau, mit der er bisher eine tadellose Ehe geführt hatte, hatte ihn verlassen.

Unverständlich für mich. In Sheilas Innern mußte es wirklich eine einschneidende Veränderung gegeben haben, weshalb sie so reagiert hatte.

Und dieser Veränderung mußte ich auf die Spur kommen.

Das Haus lag in einer ruhigen Seitenstraße, deren Fahrbahn von hohen Bäumen umsäumt wurde.

Das Tor zum Grundstück stand offen. Ich zog den Bentley in die

Kurve, und schon bald mahlten die Reifen durch den feinen Kies, zerdrückten ihn oder feuerten ihn nach allen Seiten weg.

Die Beleuchtung brannte. Normalerweise kam mir das Licht romantisch vor, aber jetzt erinnerte es mich an den kalten Schein einer Totenbeleuchtung.

Die Anwesenden hatten mich kommen gehört. Als ich meinen Wagen neben Janes alten, frisierten VW abstellte, rannte die Detektivin bereits aus dem Haus.

Sie fiel mir in die Arme, als ich ausstieg.

»Wie gut, daß du da bist«, flüsterte sie. »Bill ist völlig verzweifelt.«

»Und was macht der Kleine?« fragte ich rauh.

»Er schläft jetzt, aber über eine Stunde hat er nur nach seiner Mummy gerufen.«

Die Antwort ging mir durch und durch.

Zusammen mit Jane Collins betrat ich den großen Livingroom. Dann sah ich Bill. Er stand neben dem Kamin und war nur noch ein Schatten seiner selbst.

Er nahm mich gar nicht wahr. Erst als ich ihn direkt ansprach, hob er den Blick.

»John!« Seine Stimme klang rauh und flüsternd.

Rote Augen schauten mich an. In ihnen lag ein gequälter Ausdruck, und ich erkannte, daß mein Freund geweint hatte. Bill schien um Jahre gealtert zu sein. Seine Gesichtshaut war schlaff, und auf den Wangen hatten sich rote Flecken gebildet.

Mein Freund hatte Fieber.

Er war am Ende.

In mir stieg eine wilde Wut und ein heißer Zorn hoch, als ich Bill so sah. Und ich schwor mir, den oder diejenigen zu finden, die für seinen Zustand verantwortlich waren.

Ich ging auf ihn zu und legte ihm beide Hände auf die Schultern.

»Es tut mir leid«, sagte ich.

Bill nickte. Sprechen konnte er nicht.

»Können wir uns unterhalten? Bist du in der Lage zu antworten?« erkundigte ich mich.

Bill lächelte verloren. »Ich will es versuchen.«

»Dann setz dich.«

Wir nahmen im Sessel Platz. Jane fragte mich, ob ich was trinken wollte.

Ich entschied mich für Saft.

Die Detektivin brachte Bill ebenfalls ein Glas mit. Er faßte mit zitternden Händen danach. Der Aschenbecher zwischen uns quoll vor Kippen fast über.

Bill trank in kleinen Schlucken. Er leerte das Glas zur Hälfte und griff zu den Zigaretten. Die Schachtel war leer. Wütend zerknüllte er sie

und schleuderte sie zu Boden.
Jane setzte sich auf die Couch und warf mir einen besorgten Blick zu.
Behutsam stellte ich die erste Frage. »Kannst du dir denken, weshalb Sheila verschwunden ist, Bill?«
Der Reporter hob den Kopf und sah mich an. Es kam mir jedoch vor, als würde er hindurchschauen.
»Bill!«
Mein Freund ballte die rechte Hand zur Faust und donnerte sie auf die Tischplatte. »Nein, zum Teufel, ich kann es mir nicht vorstellen. Es hat keinen Grund gegeben!«
Ich blieb ruhiger. Es war auch leicht für mich, die Nerven zu bewahren, denn ich war nicht so hautnah betroffen. »Es muß einen Grund gegeben haben, Bill!«
Er stierte mich an. »Welchen?« schnappte er.
»Das frage ich dich!«
»Soll ich dir jetzt vielleicht mein Eheleben darlegen?« schrie er. »Soll ich dir erzählen, wie es war mit ihr? Willst du wissen, ob wir Streit hatten wann und wie oft? Ich will dir eins sagen wir haben eine ganz normale Ehe geführt. Und es gab nicht mehr Streit als in tausend anderen Ehen auch. Deshalb hat Sheila keinen Grund gehabt wegzulaufen.« Er tippte sich gegen die Brust. »Aber ich – ich werde ebenfalls meine Konsequenzen ziehen. Ich lasse mich nämlich scheiden. Jawohl.«
»Aber das ist doch Unsinn«, sagte Jane Collins.
»Nein, es ist kein Unsinn.«
Bill war stur wie ein Büffel, und das gefiel mir überhaupt nicht. Mit ihm war kaum zu reden. Ich mußte es halt anders versuchen. »Kannst du dir eigentlich vorstellen, daß Sheila nicht freiwillig von hier fortgelaufen ist?«
Bill hob den Blick. »Wie meinst du das?«
»Nun, daß Sheila gezwungen worden ist, ihr Heim und damit dich zu verlassen«, präzisierte ich.
»Kann sein«, erwiderte er lahm, »Interessiert mich aber nicht.«
Jetzt schlug ich mit der Faust auf den Tisch. »Sag mal, bist du eigentlich so stur oder tust du nur so? Du kannst Sheila doch nicht fallenlassen. Vielleicht braucht sie gerade in diesen Augenblicken deine Hilfe. Und ich bin sicher, daß sie gezwungen worden ist dieses Haus und ihre Familie zu verlassen.«
»Niemand hat sie abgeholt.«
»Es gibt auch andere Mittel«, belehrte ich Bill Conolly. »Hypnose oder Fernhypnose. Denk daran.«
Bill raufte seine Haare und strich sich über das Gesicht. »Vielleicht hast du recht.«
»Bestimmt sogar«, mischte Jane Collins sich ein. »Jetzt tu uns den

Gefallen und sei wieder vernünftig.«
»Was wollt ihr wissen?« fragte Bill.
»Ich habe dir die Frage schon einmal gestellt«, erwiderte ich.
»Nein, ich kann mir keinen Grund vorstellen.«
»Ist dir denn an Sheila in der letzten Zeit etwas aufgefallen? War sie anders als sonst? Stiller, in sich gekehrter?«
»Nicht daß ich wüßte.«
»Überlege genau, Bill. Erinnere dich an jedes Detail.«
Bill lehnte sich zurück. »Das ist verflixt schwierig«, murmelte er.
Da gab ich ihm recht. »Du darfst jetzt nicht aufgeben, Bill«, drängte ich.
»Ich nehme dann die Zeit nach unserem New Yorker Abenteuer«, sagte er.[1]
»Einverstanden.«
Bill berichtete, wie sehr sich Sheila gefreut hatte, ihn wiederzusehen. Sie waren ausgegangen. Hatten verschiedene Lokale besucht und sich gefreut, wieder beieinander zu sein.
»Im Notizbuch einer Stripperin fand ich Sheilas Namen«, klärte ich Bill auf: »Kannst du dir vorstellen, wie er dorthin kam?«
»Nein.«
»Die Frau hieß Stella Strangeford.«
»Kenne ich nicht«, erwiderte Bill. Dann aber hob er den rechten Arm. »Moment mal, Stella sagtest du?«
»Ja.«
»Eine Stella haben wir vor ungefähr einer Woche kennengelernt. Nur hieß die nicht Strangeford.«
»Das war auch bestimmt ein Künstlername. Wie hat sie sich euch vorgestellt?«
»Ich habe nur den Vornamen behalten. Aber sie war nicht allein.«
Ich horchte auf.
Bill erzählte weiter. »Sie kam zu uns ins Haus. Ein Blinder begleitete sie. Sie wollte für einen wohltätigen Zweck sammeln. Soviel bekam ich noch mit. Danach bin ich mit dem kleinen Johnny in den Garten gegangen. Wir hatten einen wunderschönen Sonnentag. Dann habe ich mich nicht mehr für die beiden Besucher interessiert.«
»Und danach, Bill? Was geschah danach? Sheila muß sich doch irgendwie verändert haben?«
»Nein, mir ist nichts aufgefallen.«
Mist. Obwohl ich noch zweimal nachhakte, bekam ich aus meinem Freund Bill Conolly nichts heraus. Mit anderen Worten, Stella Strangeford hätte Sheila so fest in ihren Klauen, daß sie reagierte, wenn Stella pfiff. Nur warum wollte sie dann mit mir sprechen? Hatte sie vielleicht kalte Füße bekommen. Und worum ging es überhaupt?
Jane Collins hatte genau zugehört. Und sie meinte: »Die einzige Spur,

die wir haben, sind die Blinden. Und daran sollten wir uns festklammem.«

Ich schaute die blondhaarige Detektivin an. Jane hatte völlig recht. »Du gehst davon aus, daß diese Blinden sich zu einer Bande zusammengefunden haben?«

»Genau.«

Ich überlegte weiter, während Jane lächelte und praktisch meine Gedanken aussprach. »Für Blinde ist es nicht leicht, sich zu verstecken. Oder ein Versteck zu finden. Meiner Ansicht nach sollten wir uns mal die Blindenheime unter die Lupe nehmen. Vielleicht finden wir dort eine Spur.«

Die Idee war gar nicht so schlecht. Im Gegenteil, sie war sogar ausgezeichnet.

Auch Bill wurde ›wach‹. »Meint ihr, Sheila könnte bei den Blinden untergetaucht sein?«

Ich hob beide Hände und drehte die Flächen nach außen. »Es wäre zumindest eine Möglichkeit, die man in Betracht ziehen sollte.«

»Wie viele Blindenheime gibt es in London?« fragte Jane.

»Keine Ahnung«, erwiderte ich.

»Wir müssen eben alle anrufen«, sagte Bill. Er stand auf und wollte zum Telefon laufen.

Ich hielt ihn zurück. »Nicht, Bill.«

»Und warum nicht?« fauchte er mich aggressiv an.

»Weil du um diese Zeit sowieso keine Antwort mehr bekommen würdest. Das mußt du doch einsehen.«

Bill nickte.

»Bleibst du hier?« fragte Jane mich.

»Ja«, erwiderte ich. »Die Nacht ist bald vorbei. Bin gespannt, ob ich noch ein Auge zubekomme.«

»Ich ganz bestimmt nicht«, sagte Bill.

Das glaubten Jane und ich ihm aufs Wort.

***

Sheila erwartete eine Kinoleinwand hinter dem Vorhang zu sehen, doch sie sah sich getäuscht.

Dahinter war nichts. Ein Raum, unermeßlich in seiner Tiefe und Schwärze, wie der Einstieg ins All. Es gab keine Länge, keine Breite und keine Höhe.

Die Dimensionen verwischten.

Es war nur der Raum vorhanden, Angefüllt mit einer schattenlosen Finsternis, die erschreckte.

Und doch bewegte sich etwas In dieser absoluten Dunkelheit. Es war heller als die Umgebung, war noch winzig klein, aber zu erkennen.

Sheila spürte die Anwesenheit Adas hinter sich. Sie merkte, wie die

Frau ihr eine Hand auf die Schulter legte, Ihre Lippen näherten sich Sheilas Ohr.

»Gleich wirst du es erleben«, wisperte sie. »Gleich wirst du einen Blick in das Jenseits werfen können. In eine andere Dimension, in das Reich der Dämonen. Und du wirst den Blick dein Lebtag nicht mehr vergessen. Im Gegenteil, er wird deine Sehnsucht anstacheln, den Wunsch, einmal dort hinzugehen und alles genau zu erkennen, Was du vor dir siehst, ist ein Tunnel, ein Tunnel der Zeiten und Dimensionen und Sammler zahlreicher magischen Energien. Dieser Tunnel zeigt dir die Schrecken, aber du brauchst dich nicht zu fürchten, denn für dich werden die Schrecken bald eine Erlösung sein.«

Ada verstummte. Sie ließ Sheila mit ihren Gedanken und Eindrücken allein.

Der Gegenstand war inzwischen größer geworden. Es schien, als käme er aus der Tiefe des Alls. Wie ein Raumschiff, das Kurs auf die Erde nimmt.

Doch Sheila sah nicht das Funkeln eines Sterns oder einer Sonne. Der Tunnel zeigte nur die Schwärze der Verdammnis.

Dann teilte sich der Gegenstand in zwei gleich große Hälften, und plötzlich erkannte Sheila Conolly, was diese Hälften darstellten.

Zwei Augen.

Keine toten Augen, sondern lebende, sehende und auch zeigende. Übergroß präsentierten sich die Pupillen, und in ihnen erkannte Sheila schreckliche Szenen.

Das eine Auge zeigte ihr in seiner Pupille einen Galgen. Es war ein altes Holzgerüst, und neben dem Galgen stand ein Henker. Er trug eine dunkelrote Kutte, hatte eine Kapuze über den Kopf gezogen und hielt ein Richtbeil in der Hand.

Die andere Pupille zeigte einen uralten Totenacker, auf dem windschiefe Grabsteine standen, über die kahle Zweige ein knorriges Dach ausgebreitet hatten.

»Es ist der Friedhof am Ende der Welt!« hauchte Ada. »Wer ihn betritt, ist ein für allemal verloren!«

Sheila Conolly erwiderte nichts. Sie schaute nur auf die beiden Augen, die immer größer wurden, sich an den Enden berührten und dann zusammenschmolzen, um anschließend wie eine Sonne zu explodieren. Kein Ton war zu hören, aber diese Stille war es, die Sheila so in ihren Bann zog.

Dann war das Bild verschwunden. Zurück blieb die grausame Schwärze einer ewigen Nacht.

Langsam schloß sich der Vorhang.

Sheila erwachte wie aus einem tiefen Traum.

»Nun, hat es dir gefallen?« fragte Ada lauernd.

»Ja, gut sogar.«

»Könntest du dir vorstellen, dort zu sein?«
Sheila nickte.
»Möchtest du das wirklich? Hast du tatsächlich den Wunsch, in dieser für dich fremden Welt zu leben?«
Abermals bejahte Sheila.
»Dann soll es so sein. Aber«, und jetzt hob Ada ihren Zeigefinger. »Es ist nicht so einfach, wie du denkst. Du mußt viel dafür geben, Sheila.«
»Ich gebe alles«, erwiderte Bills Frau.
Ada zögerte, bevor sie die letzte Frage stellte. »Bist du auch bereit, dein Leben zu geben?«
Die Antwort kam prompt und beruhigte die Frau. »Ich bin dazu bereit!«

***

Ich schlief nicht zum ersten Mal bei den Conollys, das Zimmer war mir nicht fremd. Es befanden sich mehrere Gästezimmer innerhalb des Bungalows, und sie lagen im Keller. Allerdings war das Haus an einem Hang gebaut worden, und so fiel das Tageslicht auch in die Kellerzimmer.
Jeder Raum besaß eine Dusche und eine Toilette. Bill und Sheila hatten sich wirklich Mühe gegeben.
Ich gähnte, als ich mein Zimmer betrat. Dabei war ich nicht müde. Wie ich mich kannte, würde ich vorerst sowieso nicht einschlafen können. Ich schlüpfte aus meinem Jackett und hängte es an den Schrank. Die anderen Kleidungsstücke folgten, und als ich dann pudelnackt dastand, hüpfte ich noch einmal unter die Dusche.
Fünf Minuten später war ich abgetrocknet und lag im Bett.
Es war nicht völlig dunkel im Raum. Rechts von mir befand sich das Fenster, durch das ich in den Garten schauen konnte. Ich aber lag auf dem Rücken, hatte die Hände unter dem Kopf verschränkt und starrte gegen die Decke.
Meine Gedanken drehten sich dabei um den letzten Fall und natürlich auch um Sheila Conolly.
Ich fragte mich, wo sie jetzt steckte; Hielt man sie in irgendeinem Verlies gefangen? Aber warum? Wieso hatten all die Ereignisse stattgefunden. Der Selbstmord, Sheilas plötzliches Davonlaufen irgendwo mußte es eine Verbindung geben.
War sie das Blindenheim?
Fand ich dort vielleicht eine Spur?
Ich glaubte fest daran. Janes Idee war gar nicht schlecht gewesen.
Die Detektivin schlief auch hier. Allerdings ein Zimmer weiter. Um mit ihr die Nacht in einem Raum zu verbringen, dazu waren wir wohl beide nicht in Stimmung. Man sollte immer die Kirche im Dorf lassen.
Ich versuchte einzuschlafen, es wurde nichts daraus. Zu sehr quälten

mich die Gedanken, die Sorge um Sheila. Doch die Natur forderte ihr Recht. Irgendwann fiel ich in einen leichten Schlummer. Es war kein Tiefschlaf, sondern ein Dahindämmern. Man hört, was um einen, herum vorgeht, ist aber zu faul aufzustehen und nachzusehen.

Ich merkte nicht, daß etwas mit meinem Beutestück geschah.

Das Auge bewegte sich!

Ich hatte es in meine Außentasche gesteckt und gar nicht mehr daran gedacht.

Während ich auf dem Gästebett lag und eingeschlafen war, wurde der Stoff der Tasche von innen bewegt. Er bildete an der Längsseite eine senkrechte Falte, und wie von unsichtbaren Händen geführt, glitt das Auge hoch, dem Taschenrand entgegen.

Es wollte meinen Anzug verlassen.

Irgendeine Kraft führte es, und es sah schaurig aus, als es die Tasche verließ, ein Stück von der Jacke wegschwebte und in der Luft stehenblieb.

Das Auge leuchtete grell weiß!

Heller als der Mond und heller als eine Flamme. Aber es strahlte kein Licht aus, die Strahlen konzentrierten sich nach innen. Die vorher dunkel gewesene Pupille hatte auch jetzt eine helle Farbe angenommen.

Es schien, als zögere das Auge, um einen neuen Befehl zu bekommen, und in der Tat schwenkte es plötzlich ruckartig zur Seite. Ich lag weiterhin auf dem Bett und merkte nichts davon.

Das Auge schwebte hoch zur Decke. Es verharrte dort einen Augenblick, wandte die Pupille dem Fenster zu, und dann änderte sich plötzlich das Bild innerhalb der Rundung.

Die Pupille zeigte eine Gestalt.

Den Henker!

Nur schwer war er in dem Auge zu erkennen. Er bewegte sich nicht.

Plötzlich strahlte das Auge wieder grell auf, und ein Lichtstrahl schoß wie eine Brücke aus der Pupille, durchdrang die Scheibe und fiel nach draußen in den Garten, wo er sich zwischen den Büschen verlor.

Diese Lichtbrücke wirkte wie ein Katalysator, wie ein Beschleuniger, denn plötzlich stand der rote Henker innerhalb des Gartens.

In Lebensgröße!

Hart hielt er mit der rechten Hand sein Richtschwert umklammert. Er hatte den Arm halb erhoben, und es sah so aus, als würde er jeden Moment zuschlagen.

Noch bewegte sich der Henker nicht, Die Horrorgestalt aus der anderen Dimension mußte sich erst mit ihrer Umgebung vertraut machen. Dann aber schob er sein rechtes Bein vor, drehte sich, und im gleichen Moment verschwand die Lichtbrücke.

Das Auge schwebte zu Boden.
Der Henker aber blieb innerhalb des Gartens.
Und ich schlief noch immer.
Die Horrorgestalt fuhr mit ihrem Schwert einmal von oben nach unten. Es war eine huschende, kaum zu erkennende Bewegung, die anzeigte, wie ausgezeichnet der Henker sein Schwert führen konnte.
Der Henker setzte sich in Bewegung.
Sein Ziel war das Fenster, hinter dessen Scheibe sich undeutlich die Konturen meines Körpers abzeichneten…

***

Nicht nur Jane, Bill oder ich waren unruhig. Es gab noch jemanden im Haus, der in dieser Nacht nicht schlafen konnte.
Der kleine Johnny Conolly!
Er ahnte mit dem Instinkt eines Kindes, daß etwas geschehen war. Seine Mutter war weg, den Grund hatte ihm Daddy zu erklären versucht, doch der Junge hatte sich nur äußerlich damit zufriedengegeben. In seinem Innern dachte er anders.
Etwas stimmte nicht, das spürte er.
Es war eine Unruhe, die den kleinen Johnny befiel und die er sich nicht erklären konnte.
Er schlug die Augen auf.
Johnny lag in seinem Kinderbettchen. Ein hohes Gitter schützte ihn vor dem Hinausfallen, aber Johnny war ein munteres Kerlchen und schon mehr als einmal auf Entdeckungsreise gegangen, das heißt, er hatte sein Bett öfter allein verlassen.
Johnny richtete sich auf.
Er wandte den Kopf nach rechts und schaute durch die bunten Gitterstäbe.
Sein Zimmer lag im Dunkeln, nur schwach erkannte er die Umrisse der Tür, er sah das Schimmern der Klinke, und seine Sehnsucht, die Mutter wiederzusehen, wurde plötzlich ungeheuer groß.
Johnny stand auf.
Zweimal fiel er hin, weil die Matratze zu sehr nachgab. Dann aber hatte er es geschafft.
Er legte seine kleine Hand auf den obersten Gitterstab, trat nah an den Rand des Bettes heran und hob sein rechtes Bein. Johnny schwang es über das Gitter, rutschte weiter und saß schließlich auf der Kante.
Er war für sein Alter schon ziemlich groß und auch kräftig gebaut, so daß es ihm kaum Mühe bereitete, sich an der Außenseite des Bettes zu Boden fallen zu lassen.
Doch da knickte Johnny in den Knien ein und setzte sich auf den Hosenboden.
Er erschrak, und sein Gesicht verzog sich. Es sah so aus, als würde er

anfangen zu weinen, doch Johnny hielt seine Tränen zurück. Und er stand auf.

Dabei beugte er seinen Oberkörper nach vorn, stützte die Beine durch und stand.

Nur mit seinem kleinen Schlafanzug bekleidet und barfuß tappte Johnny zur Tür.

Die Klinke war hoch, bald zu hoch für ihn.

Johnny hob seinen Arm und versuchte, sie zu erreichen. Es kostete ihn viel Mühe, dann berührten seine winzigen Fingerspitzen das Metall, doch er rutschte ab und fiel hin.

Der Kleine krabbelte wieder auf die Beine.

Ein nächster Versuch. Diesmal stützte er sich mit der linken Hand an der Tür ab, dann berührten seine Finger abermals die Klinke und drückten sie herunter.

Sie rutschte ihm aus der Hand, schnappte nach oben, aber die Tür war offen.

»Mummy!« flüsterte Johnny, »Mummy, ich komme. Warte auf mich, bitte, Mummy…«

Seine Fingerchen fanden den Türspalt, und Johnny schaffte es, die Tür aufzuziehen.

Er verließ das Zimmer.

Auf nackten Füßen tappte der Kleine in den Flur.

Auch hier war es dunkel, doch Johnny, dieser aufgeweckte Kerl, kannte sich auch im Haus aus.

Er passierte das Schlafzimmer seiner Eltern und ging unwillkürlich leiser. Danach lief er wieder schneller, bog um eine Ecke und tappte auf die Hintertür zu.

Dort blieb der Kleine erst einmal stehen.

Diese Tür führte zum Garten. Es war nicht die einzige, denn von der Doppelgarage aus gab es ebenfalls noch einen Ausgang ins Freie.

Die Conollys schlossen die Türen nachts nicht ab, und so war auch die Hintertür offen.

Nur ließ sie sich nicht so leicht öffnen wie die Zimmertür. Der Kleine hatte seine Schwierigkeiten.

Beim ersten Versuch sprang die Klinke wieder zurück in die alte Lage. Johnny probierte es ein zweites Mal.

Nach dem fünften Versuch war die Tür schließlich offen. Johnny hatte nicht aufgegeben. Die Sehnsucht, seine Mutter zu sehen, war zu groß.

Der Kleine zog die Tür auf, strengte sich dabei sehr an und huschte ins Freie.

Rechts von ihm lag die Terrasse. Der aufgehende Mond streute sein fahles Licht auf die Fliesen. Längst standen die Gartenmöbel im Schuppen, die Nächte waren zu kühl, um noch draußen zu sitzen.

Ein paar Blätter wurden vom Wind über die Terrasse gefegt und raschelten gegeneinander.

Ansonsten war es still.

Johnny spürte die Kälte des Bodens an seinen nackten Füßen, und plötzlich bekam er Angst.

Der Kleine weinte.

Er wollte wieder zurück, doch die Tür besaß an der Außenseite einen Drehknauf, den Johnny nicht bedienen konnte. Er wußte dies, deshalb ging er weiter in den Garten hinein.

Er kam an seinem Kettcar vorbei, das neben seinen beiden Dreirädern mit den großen Ballonreif en stand.

Johnny blieb stehen.

Besonders die Dreiräder stachen ihm ins Auge. Wenn er damit fuhr, brauchte er nicht mehr mit seinen nackten Füßen über die kalte Erde zu laufen.

Die Gedanken des Kleinkindes bewegten sich schon in die logische Richtung.

Johnny bückte sich, umfaßte die beiden Griffe an der Lenkstange und schob das Dreirad vor. Dann ließ er sich auf den roten Kunststoffsitz fallen, streckte die Beine aus und legte beide Füße auf die kleinen Gummipedalen.

Dreiradfahren konnte er. Er kurvte mit dem Gefährt herum wie ein Rennfahrer über die Piste. Zudem gab es genügend Wege auf dem Grundstück, die er benutzen konnte, und Johnny kannte sie alle.

In seinem kleinen Kopf hatte sich der Gedanke festgesetzt, mit dem Dreirad zu seiner Mummy zu fahren.

Er wischte sich die Tränen aus den Augenwinkeln und fuhr los. Hinter dem Haus gab es keine Kieswege, sondern normale Gartenpfade. Zum Teil war die Erde festgestampft, zum anderen wiederum waren die Wege mit Platten belegt.

Johnny fuhr über einen solchen Plattenweg.

Er strampelte, und der Weg führte ihn parallel an der Rückseite des Bungalows entlang. Der Pool lag etwas tiefer. Auf der Wasseroberfläche schwammen Blätter.

Johnny fuhr weiter.

Er hatte Sehnsucht nach seiner Mutter und wünschte sich nichts andere, als zu ihr zu gelangen.

Urplötzlich stoppte er.

Johnny hatte eine Gestalt gesehen, die mitten im Garten stand.

Es war der Henker!

Die Augen des Kleinen wurden groß und rund, füllten sich mit Tränen, und Johnny begann vor lauter Angst zu weinen.

Da wandte, sich der Henker um…

***

Irgend etwas störte mich.
Vielleicht war es mein sechster Sinn für Gefahr oder irgendeine innere Uhr, auf jeden Fall wurde ich wach.
Ich schlug die Augen auf.
Nichts hatte sich verändert. Noch immer lag ich in dem Gästebett, halb angezogen, denn ich hatte die Hose anbehalten.
Und doch hatte mich etwas geweckt.
Was war geschehen?
Ich schaute mich um, veränderte dabei meine Lage und legte mich auf die rechte Seite.
So konnte ich zur Zimmertür schauen.
Da sah ich das Auge.
Es lag auf dem Boden, und deutlich sah ich das matte Leuchten der hellen Pupille.
Im ersten Moment war ich durcheinander. Ich hatte das Auge doch in meine Jackentasche gesteckt. Wie aber kam es auf den Fußboden? Hatte jemand mein Zimmer betreten und das Auge aus der Tasche genommen, während ich, schlief.
Eine Frage, auf die ich keine Antwort wußte. Ich mußte mich mit den Tatsachen abfinden.
Rasch setzte ich mich auf. Beruhigend fühlte sich der Druck des geweihten Silberkreuzes auf meiner Brust an. Vor Angriffen aus der anderen Welt war ich also geschützt.
Plötzlich hörte ich das Weinen.
Dünn drang es an meine Ohren, und es war auch nicht im Innern des Hauses aufgeklungen, sondern draußen.
Ich drehte mich herum.
Mein Blick durchbrach die Fensterscheibe, ich schaute in den Garten und hatte das Gefühl, mein Herzschlag würde aussetzen.
Draußen erkannte ich den kleinen Johnny.
Doch er war nicht allein.
Unmittelbar in seiner Nähe befand sich eine makabre Gestalt. Ein Henker in roter Kutte. Er hielt sein Schwert erhoben, und es sah so aus, als würde er jeden Augenblick zuschlagen und das Kind töten.
Wie ein Stromstoß fuhr es durch meinen Körper. In den nächsten Sekunden handelte ich automatisch, ohne daß meine Reaktion bewußt vom Gehirn gesteuert wurde.
Meine rechte Hand glitt nach unten, neben das Bett. Ich packte meinen Schuh, riß den Arm hoch und hämmerte den Schuh gegen die Fensterscheibe.
Krachend und klirrend zersprang sie in tausend Teile. Scherbenecken blieben an den Kittstellen hängen. Sie sahen aus wie lange, funkelnde. Lanzen.
Für mich aber war das Loch groß genug. Praktisch vom Bett aus

hechtete ich durch die Scheibe nach draußen, kam gut auf, rollte mich einmal um die eigene Achse und stand.

Der rote Henker hatte das Splittern der Scheibe vernommen. Er ließ von dem kleinen Johnny ab und wandte sich um.

Gleichzeitig flammte hinter den anderen Fenstern Licht auf Jane und Bill waren erwacht, aber darum konnte ich mich jetzt nicht kümmern.

Mich interessierte dieser Henker.

Rot war seine Kutte, und die Schneide des Schwertes glänzte im herabfallenden Mondlicht.

Er hatte sich mir zugedreht. Von seinem Gesicht sah ich nichts. Nicht einmal die Augen konnte ich hinter den Schlitzen erkennen.

Ich hörte Bill schreien. »Johnny Johnny, komm zurück!«

Eine Waffe krachte. Am dünnen Klang des Schusses erkannte ich Janes Astra. Die Detektivin traf auch, doch die Kugeln jagten durch die Gestalt des roten Henkers hindurch.

Er war gegen normale Bleigeschosse unempfindlich. Außerdem war seine Gestalt nicht existent, das heißt, sie besaß keinen feststofflichen Körper.

Aus den Augenwinkeln nahm ich wahr, daß Bill Conolly aus dem Fenster sprang. Der Reporter lief zu seinem Sohn, riß ihn vom Dreirad hoch und rannte mit ihm aus der unmittelbaren Gefahrenzone.

Jane Collins schoß nicht mehr. Sie hatte eingesehen, daß es Munitionsverschwendung war, wenn sie weiterhin auf die Gestalt feuerte.

Ich aber stellte mich dem Henker.

Er schien zu spüren, daß wir wohl zwei ebenbürtige Gegner waren, denn er griff nicht sofort an.

»Wer bist du?« fragte ich ihn. Auch ich zögerte, ihn zu attackieren. Ich wollte Informationen von ihm, mehr über ihn wissen, wo er herkam, was er wollte.

Er bewegte seinen rechten Arm, und die Schwertspitze wies genau auf meine Brust.

»Ich bin Destero!« sagte er.

»Woher kommst du?« Den Namen Destero hatte ich noch nie gehört. Auch nicht in Verbindung mit dem Schwarzen Tod, dem Spuk oder Myxin, dem Magier.

»Ich bin der Dämonenhenker. Wo ich auftauche, rollen Köpfe. Warum hast du mich gerufen?«

»Ich habe dich nicht gerufen«, erwiderte ich.

»Aber du hast das Auge.«

»Das stimmt«, gab ich zu.

»Also wolltest du was von mir. Wo sind deine Feinde?«

»Ich habe keine!«

»Und die anderen?«

»Es sind Freunde von mir.«

Die Horrorgestalt war Irritiert Ich aber überlegte fieberhaft. Ein Teil des Rätsels war schon gelöst. Es hing mit dem Auge zusammen. Wer es besaß, der stellte sich automatisch unter den Schutz dieses roten Henkers.

»Da dir das Auge nicht gehört, bist du mein Feind«, erklärte der rote Henker. »Und deshalb muß Ich dich töten!« Er hatte das letzte Wort kaum ausgesprochen, als er auch schon vorging und seitlich mit dem Schwert zuschlug.

Ich war waffenlos und nur mit einem Unterhemd und der langen Hose bekleidet. Meine Beretta befand sich innerhalb des Hauses. Zeit, sie zu holen, blieb mir nicht mehr, so mußte ich mich mit bloßen Fäusten gegen Destero verteidigen.

Aber schutzlos war ich nicht.

Ich besaß noch mein Kreuz.

Als der Henker mich angriff, riß ich das Kreuz hoch und rief einen weißmagischen Bannspruch.

Das Schwert fuhr schon auf mich nieder, doch dann tat der Gegenzauber seine Wirkung.

Mitten im Schlag wurde die Klinge gebremst.

Plötzlich barst sie auseinander, zerfiel in zwei Hälften, die zu brennen begannen und raketenartig davonzischten.

Gleichzeitig verschwand auch Destero. Dort, wo er noch eben gestanden hatte, fuhr die Luft fauchend zusammen, und weg war er.

Ich schüttelte den Kopf und konnte einfach nicht begreifen, was geschehen war.

Hatte ich nur geträumt?

Nein, ich schaute an mir herab, sah meine nackten Füße und wußte, daß es kein Traum gewesen war.

Bill rannte auf mich zu. Er trug den kleinen Johnny auf seinen Armen. Das Kind hatte sein Gesicht gegen Bills Brust gepreßt und schluchzte. Immer wieder rief es nach seiner Mummy.

Auch Jane kam. Atemlos und die Astra in der rechten Hand. »Bist du verletzt, John?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nichts passiert. Nicht einmal ein Kratzer. Du weißt doch, Unkraut vergeht nicht.«

Bill nickte. »Wie wahr.«

Jane schaute sich um. Dann hob sie die Schultern. »Er ist einfach verschwunden, als hätte er sich in Luft aufgelöst. Verstehst du das, John?«

Ich hob die Schultern, weil ich fröstelte, Die Kälte drang von den Füßen hoch, schließlich trug ich keine Schuhe. »Können wir nicht ins Haus gehen?«

Wir gingen.

Ich hielt mich heben Bill und streichelte den Kopf des kleinen Johnny.

Bill sagte mit rauher Stimme: »Wenn du nicht gewesen wärst, John, dann…«

»Vergiß es.«

»Nein, nein, du hast Johnnys Leben gerettet.« Er wiegte das Kind hin und her.

Seine Worte machten mich verlegen. Jane hakte sich bei mir ein und legte den Kopf an meine Schulter. Wir alle waren froh, mit dem Leben davongekommen zu sein, denn wenn der rote Henker, den ich unter dem Namen Destero kannte, richtig losgelegt hätte, wäre es böse für uns geworden.

Wir betraten das Haus auf dem gleichen Weg, auf dem es Johnny Conolly verlassen hatte. Meinen Schuh hatte ich mitgenommen. Ich ging in mein Zimmer und streifte die Schuhe über.

Jane Collins folgte mir. An der Tür blieb sie stehen und lehnte sich gegen das Holz. Mit einer fahrigen Bewegung wischte sie sich eine Haarsträhne aus der Stirn.

Ich hatte die Schuhe zugeschnürt und nahm das Auge auf. Die Pupille leuchtete nicht, wenigstens war im Licht der Deckenlampe nichts zu erkennen.

Jane Collins sah ebenfalls erschöpft aus. Die letzten Stunden hatten an unseren Nerven genagt.

»Was sagst du dazu, John?« fragte sie.

»Keine Ahnung.« Ich schaute auf das Auge in meiner rechten Hand. »Da werden wir wohl einen Teil der Rätsellösung buchstäblich in der Hand liegen haben.«

Jane trat näher und besah sich das Auge. »Sieht völlig normal aus«, meinte sie.

»Und doch muß eine magische Kraft in ihm wohnen. Hast du mitbekommen, was mir dieser Destero sagte?«

»Zum Teil. Ich bin nach den Schüssen sofort nach draußen gelaufen. Als ich ankam, war er verschwunden.«

»Er erzählte, daß der Eigentümer des Auges unter seinem Schutz stände.«

»Und warum wollte er dich umbringen?«

»Weil ich nicht der Eigentümer bin.«

»Du hast das Auge doch bei dieser Stripperin gefunden«, murmelte Jane. »Da frage ich mich allerdings, weshalb der Schutz bei ihr nicht gewirkt hat?«

»Ich auch«, erwiderte ich. »Aber denk dran, Jane, diese Stella wollte aussteigen.«

»Du meinst, die andere Seite hätte davon erfahren.«

»Es wäre zumindest möglich.«

»Was willst du mit dem Auge machen?«

Ich lächelte. »Behalten und es zu gegebener Zeit präsentieren.« Ich steckte es in die Hosentasche. »Komm, wir gehen zu Bill.«

»Er gefällt mir gar nicht«, sagte Jane.

»Denkst du mir?«

Jane Collins schaute mich ernst an. »Verstehst du es, daß Sheila so einfach verschwunden ist?«

»Sie ist nicht so einfach verschwunden. Jemand muß sie dazu gezwungen haben. Ich hoffe, daß wir morgen früh noch eine andere Spur finden. Wenn nicht, sehe ich schwarz.« Ich hielt Jane die Tür auf.

»Wenn nur Bill nicht durchdreht«, sagte sie.

»Ich gebe schon auf ihn acht.«

Wir gingen in den Livingroom. Dort hatte Bill drei Longdrinkgläser gefüllt. Johnny lag im Sessel. Er schlief bereits wieder.

»Ich lasse den Kleinen nicht mehr aus den Augen«, erklärte uns Bill Conolly.

»Würde ich an deiner Stelle auch nicht«, sagte Jane und griff nach einem Glas. »Was ist das?«

»Bill's Muntermacher«, erklärte der Reporter. »Oder wollt ihr noch schlafen.«

Das hatten wir nicht vor.

»Außerdem zieht es mir zu sehr«, meinte ich grinsend. »Die Scheibe muß ich dir noch ersetzen.«

Bill Conolly schaute mich an, als wollte er mich töten.

Wir tranken.

Das Zeug war wirklich ein Muntermacher. Ich hatte das Gefühl, als würde heißes Öl durch meine Speiseröhre rinnen, um anschließend im Magen zu explodieren.

Jane Collins hustete sich fast die Lunge aus dem Leib, und auch Bill verzog das Gesicht.

Ich stellte das Glas weg. »Wolltest du uns vergiften?« fragte Ich den Reporter.

»Nein, nur muntermachen.«

»Das – das hast du geschafft«, erwiderte Jane Collins keuchend. »Himmel, solch ein Zeug habe ich noch nie getrunken. Woher stammt das Rezept?«

»Hat mir mal ein Mixer aus Port au Prince verraten.«

»Du hättest es lieber in der Karibik lassen sollen«, sagte Jane und warf einen Blick auf Johnny. Der Kleine schlief weiter.

Ich zündete mir eine Zigarette an.

Meinen Rauchkonsum hatte ich in der letzten Zeit ziemlich eingeschränkt, und ich muß sagen, daß es mir nicht schlechter ging.

Den Rauch spürte ich kaum, so sehr brannte noch meine Kehle nach. Auch Jane Collins und Bill rauchten. Beide schauten mich an. Ich

wußte, was sie von mir erwarteten.
»Tut mir leid«, sagte ich, »aber wir müssen noch warten. Erst gegen neun Uhr können wir uns um diese Blindenheime kümmern.«
Bill schlug mit der Faust in seine flache Hand. »Bis dahin kann es für Sheila zu spät sein!« rief er erregt.
»Ich hoffe nicht«, erwiderte Jane. »Was wir jetzt vor allen Dingen müssen, ist, die Nerven zu behalten. Kann man sich auf dich verlassen, Bill?«
Der Reporter nickte.
Jane Collins bereitete am Morgen das Frühstück zu. Sie brachte auch einen Muntermacher.
Ein pechschwarzes Gebräu, in dem der Löffel fast steckenblieb.
Kaffee!
»Hast du auch an mein Herz gedacht?« fragte ich grinsend.
»Ich denke, das ist stark genug.«
»Werden wir ja sehen.« Ich verbrühte mir wieder einmal die Oberlippe, war dann vorsichtiger und trank den Kaffee in kleinen Schlucken. Er machte wirklich munter.
Rasiert hatte ich mich mit Bills Ersatzapparat und war auch noch unter die Dusche gehüpft. Nach zwei Tassen Kaffee, vier Toastscheiben mit Schinken und zwei Eiern fühlte ich mich wieder fit.
Bill aß nichts.
Jane fütterte Johnny. Der Junge war wohlauf, er hatte die Schrecken der Nacht anscheinend besser überstanden als ich. Jedesmal wenn er nach seiner Mummy fragte, gab es mir einen Stich, und ich schwor, Sheila zu befreien.
Auf die Verdauungszigarette verzichtete ich, stand auf und verabschiedete mich.
Bill schaute mir ernst ins Gesicht. »Und keinen Alleingang, John. Denk daran, ich will mit dabeisein, wenn du Sheila befreist.«
»Keine Angst«, beruhigte ich ihn. »Sobald wir das Heim gefunden haben, rufe ich an.«
Für Johnny war auch gesorgt. Ein Kindermädchen würde kommen und sich um ihn kümmern.
Jane Collins begleitete mich zum Wagen. Dort küßte sie mich. »Sei bitte vorsichtig, John.«
Ich verzog das Gesicht. »Du tust ja gerade so, als würde dies ein Abschied für immer werden.«
»Man macht sich eben Sorgen«, erwiderte sie.
»Danke.« Ich stieg in den Bentley, winkte Jane noch einmal zu und rauschte ab. Am Tor begegnete mir ein roter R 4, der Wagen des Kindermädchens.
Dann fuhr ich in Richtung Innenstadt.
Natürlich geriet ich in einen Stau, kaufte mir eine Zeitung, stellte den

Motor ab und konnte erst nach zehn Minuten weiterfahren. Im Büro war ich pünktlich, aber Glenda Perkins saß schon vor mir auf ihrem Platz, wie immer.

»Na, gut geschlafen?« fragte ich und setzte einen Morgengruß hinterher.

»Ich ja«, erwiderte sie spitz. »Aber bei Ihnen scheint das nicht der Fall zu sein, John.«

»Nein, wahrlich nicht.«

»War die Stripperin so anstrengend?« fragte Glenda. Sie wußte über meinen Job Bescheid.

»Stella ist tot.«

Glendas Gesicht nahm einen betroffenen Ausdruck an. Sie wollte natürlich alles wissen, doch ich hatte keine Zeit, noch große Erklärungen abzugeben. Statt dessen bat ich sie, mir die Anschriften sämtlicher Londoner Blindenheime herauszusuchen.

»Okay.«

Glenda Perkins wußte genau, wann etwas wichtig warf Sie begab sich sofort an die Arbeit.

Zwischendurch informierte ich Superintendent Powell. Er bat mich in sein Büro.

Sir Powell trug einen schwarzen Anzug und eine Krawatte in der gleichen Farbe. Er wollte zu einer Beerdigung. Einer seiner Clubfreunde war gestorben.

Während ich berichtete, schaute er mich hinter seinen dicken Brillengläsern an und nahm ab und zu einen Schluck von seinem säurefreien Magenwasser.

»Was vermuten Sie?« fragte er mich.

»Keine Ahnung, Sir. Miß Perkins wird mir die Adressen sämtlicher Blindenheime heraussuchen. Vielleicht finde ich dort eine Spur.«

Er war einverstanden und fand die Idee sogar gut.

Ich verabschiedete mich. Als ich ins Büro kam, erschien Glenda mit einem Zettel.

»Hier sind alle Adressen mit den dazugehörigen Telefonnummern«, meldete sie.

»Fantastisch.«

Glenda legte mir den Zettel auf den Tisch. Sie ging nicht, ich hob den Blick und fragte: »Ist noch etwas?«

»Ja, was ich Sie fragen wollte, John. Haben Sie inzwischen wieder etwas von dieser Asmodina gehört?«

»Nein, zum Glück nicht.«

Ich konnte Glendas Interesse sehr gut verstehen. Vor nicht allzu länger Zeit war sie selbst in einen schlimmen Fall verwickelt gewesen und hätte um ein Haar ihr Leben verloren.

»Danke, John.«

Sie schritt wieder hinaus. Der weite Rock des beigen Hemdblusenkleides wiegte um ihre Beine. Es war wirklich ein Genuß, der schwarzhaarigen Glen da beim Gehen zuzuschauen.

Ich scheuchte meine Nachtischgedanken fort und kümmerte mich um die Liste.

Es gab sechs Blindenheime. Staatliche und private. Mit den staatlichen fing ich an.

Ich wählte das erste Heim an und erkundigte mich nach einer Sheila Conolly.

Negativ.

Mir war natürlich klar, daß mir auch das richtige Heim keine korrekte Antwort geben würde, doch ich hoffte an der Reaktion zu erkennen, daß diese Leute irgend etwas zu verbergen hatten. [2]

Beim fünften Mal hatte ich Glück.

»Blindhouse«, meldete sich eine Frauenstimme, und sie klang nicht gerade vertrauenerweckend.

Ich sagte meinen Namen.

»Und?«

»Ist bei Ihnen eine Sheila Conolly gemeldet worden?« erkundigte ich mich.

»Wer?«

Ich wiederholte den Namen.

»Kenne ich nicht«, blaffte die Frau und legte auf.

Das war sie. Und das war das Heim, in das man Sheila geschafft hatte. Ich lächelte plötzlich, doch zuviel Euphorie war fehl am Platz, Ich mußte jetzt sehr vorsichtig mit meinen weiteren Ermittlungen sein, denn ich hatte zwar durch meine Anrufe herausbekommen, daß mit diesem Heim unter Umständen etwas nicht stimmte, aber jetzt waren die Leute dort auch gewarnt.

Abermals nahm ich den Hörer und ließ bei Suko durchläuten. Er hatte ein Apartment neben dem meinen und bewohnte es mit Shao, seiner Freundin.

Sie meldete sich auch. »John!« rief sie. »Wo steckst du? Wir haben dich vermißt.«

»Ich bin in meinem Büro.«

»Aber in der Nacht…«

»Gib mir Suko«, bat ich sie.

Den Chinesen hatte ich sofort an der Strippe. »Morgen, John«, sagte er. »Was ist los?«

Im Zeitraffertempo berichtete ich ihm, was mir widerfahren war. Dann bat ich den Chinesen, in mein Büro zu kommen.

»Du willst mich zu diesem Blindhouse mitnehmen?«

»Frag nicht so dumm und komm rüber.«

»Okay.«

Ich legte auf und wählte erneut. Diesmal die Nummer der Conollys. Es hatte erst einmal durchgeläutet, als Bill bereits abhob. Er mußte buchstäblich neben dem Apparat gelauert haben.

»Ich bin's«, sagte ich.

»Hast du etwas herausgefunden?«

Ich war vorsichtig und überlegte mir die Antwort. »Es könnte eine Spur sein, Bill. Blindhouse nennt sich das Heim. Es gehört zu den privaten Institutionen.«

»Wer führt es?« fragte Bill.

»Das werde ich noch in Erfahrung bringen.«

»Die Adresse hast du?«

»Ja, das Heim liegt in Belgravia.«

»Ausgezeichnet. Wo?«

Ich überlegte, ob ich es jetzt schon riskieren konnte, Bill die Anschrift durchzugeben, aber der Reporter hatte versprochen, sich ruhig und diszipliniert zu verhalten. Deshalb sagte ich ihm die genaue Adresse.

Bill murmelte. »Pearl Street, in der Nähe vom Eaton Square. Okay, ich habe notiert.«

»Wir treffen uns dann am Eaton Square«, schlug ich vor. »Suko bringe ich ebenfalls mit.«

»Ja, ja«, erwiderte Bill. »Bis dann, John.« Er legte auf.

Ich aber verzog das Gesicht und hoffte, keinen Fehler gemacht zu haben, Bills Reaktion war ziemlich heftig gewesen, das paßte mir überhaupt nicht ins Konzept. Hoffentlich drehte er nicht durch und hielt sich an sein Versprechen.

Jane war noch bei ihm. Auf sie konnte ich mich verlassen.

Glenda kam in mein Büro und fragte, ob ich eine Tasse Kaffee mochte.

Nein konnte ich nicht sagen. Glenda kochte für mich den besten Kaffee der Welt.

»Schon fertig«, sagte sie, als sie zwei Minuten später die Tasse brachte.

Ich bedankte mich und trank das Getränk in kleinen Schlucken. Trotz allem hatte ich ein ungutes Gefühl. Und das wollte einfach nicht weichen…

Jane Collins schaute Bill Conolly gespannt an. »Na, hat John etwas herausbekommen?«

»Ja.«

»Und? Rede schon, Bill. Laß dir nicht jedes Wort aus der Nase ziehen.«

»Wie es aussieht, hat er das Heim gefunden.« Der Reporter gab Jane die Adresse durch.

»Ausgezeichnet. Dann können wir ja fahren.«

Bill schüttelte den Kopf. »Noch nicht. Es ist zu früh. Wir haben einen

Treffpunkt ausgemacht. Um elf Uhr am Eaton Square.« Die Lüge floß dem Reporter glatt über die Lippen.

Jane nahm sie ihm ab.

Das Kindermädchen betrat mit dem kleinen Johnny den Livingroom. Der Junge hatte noch sein Lätzchen um, an dem die letzten Reste des Frühstücks hingen.

Er lief auf seinen Daddy zu und wollte auf den Arm. Bill nahm ihn hoch, schaute Johnny an, der vor Vergnügen krähte, als er in die Luft geworfen wurde, doch die Gedanken des Reporters waren nicht bei der Sache.

Er dachte nur an Sheila. Und an seinen Plan…

Dem kam Jane sehr entgegen, als sie sagte: »Ich werde mich auch noch etwas frisch machen, Bill.«

Der Reporter nickte. »Tu das, soviel Zeit bleibt uns.«

Jane Collins verschwand. Bill setzte seinen Sohn ab und erklärte ihm, daß er schön brav sein müßte. Dann übergab er ihn dem Kindermädchen.

»Sie werden sich um ihn kümmern. Ich muß mal kurz weg.«

Das Kindermädchen nickte.

»Bringst du mir was mit?« fragte Johnny, als Bill zur Tür schritt.

»Sicher. Ich werde Mummy holen.«

»Fein, Daddy. Darf ich mit?«

»Nein, heute nicht.«

»Schade.«

Bill lächelte seinem Sohn noch einmal zu und verließ den Livingroom. Wie ein Dieb schlich er durchs Haus. Er hörte eine Dusche rauschen und nickte zufrieden.

Sein Porsche stand fahrbereit vor der Garage. Bill stieg ein und startete. Langsam rollte er den Wagen zum Tor hinunter. Der noch kalte Motor tuckerte in den unteren Drehzahlbereichen. Bill Conolly verließ sein Grundstück, fuhr nach links und gab dann Gas.

Jetzt spritzte der Porsche förmlich vor, und der Reporter atmete auf.

Blindhouse er hatte den Namen nicht vergessen. Dieser Begriff war förmlich in sein Gehirn hineingebrannt worden. Bill öffnete während der Fahrt das Handschuhfach und nahm seine Pistole hervor. Es war eine Luger. Der Reporter steckte sie hinter den Hosengürtel.

Er hatte nie vorgehabt, auf John oder Jane zu warten. Bill wollte seine Frau allein aus der Hölle holen, das, so fand er, war er ihr schuldig.

Die Anschrift wußte er, und Bill nahm sich vor, wie ein Tornado über die Verbrecher zu kommen.

Seine Gedanken galten nur Sheila. Daß er sie und auch sich selbst durch sein unüberlegtes Vorgehen in Lebensgefahr bringen konnte, daran dachte er allerdings nicht.

Nur Sheilas Befreiung zählte.

Bill Conolly fuhr sehr schnell. Ihm war klar, daß sein Verschwinden auffallen mußte, und dann würde Jane sofort die richtigen Schlüsse ziehen. Das war ihm egal. Bis sie und John eintrafen, wollte Bill bereits alles geregelt haben.

Hart zog er seinen Wagen in enge Kurven, kuppelte, gab wieder Gas und schimpfte über einen kleinen Verkehrsstau.

Schließlich erreichte Bill den Stadtteil Belgravia.

Die Londoner City lag ganz in der Nähe und auch der berühmte Bahnhof Victoria Station.

Dementsprechend hatte sich hier der Verkehr verdichtet. Manchmal kam Bill nur im Schrittempo voran. Eine helle Herbstsonne stand am Himmel und schickte ihre Strahlen schräg durch die getönten Scheiben des Porsche.

Dann ging es zügiger weiter, und Bill Conolly erreichte den Eaton Place.

In dem Gewirr von Straßen verfuhr er sich einmal, schließlich aber fand er den Weg zum Blindenheim.

Eine schmale Seitenstraße nahm den Wagen auf. Bill sah am Ende der Straße einen Torbogen, rollte hindurch und erkannte dann die gelbe Mauer eines querstehenden Gebäudes.

Langsam fuhr der Porsche darauf zu.

Plötzlich zuckte Bill zusammen. Mit der Frontseite zur Mauer parkte dort ein Wagen.

Ein Mercedes.

Sheilas Wagen!

Sie war also hier.

Bill Conolly stöhnte auf. Erstens vor Wut und zweitens vor Freude. Er hatte sie also gefunden, und dies noch vor allen anderen. Sein Herz schlug auf einmal schneller. Es trommelte regelrecht gegen seine Rippen. Die Vorstellung, bald seine Frau zu sehen, ließ ihn heftiger atmen.

An die Gefahren dachte der gute Bill Conolly nicht. Er würde diesen Bau stürmen und Sheila herausholen.

Bill riß seinen Porsche in eine enge Kurve und stellte ihn neben den Mercedes. Aber so, daß der Kühler zur Ausfahrt hin zeigte.

Dann stieg der Reporter aus.

Im gleichen Augenblick zuckte er zusammen. Ohne daß er es bemerkt hatte, waren einige Männer aus dem Haus getreten.

Blinde!

Sie trugen weiße Stöcke, bewegten sich wie Marionetten, und in ihren Augen schimmerte es hell weiß.

Sieben Männer zählte Bill. Ein Glatzkopf fiel ihm besonders auf.

Plötzlich fühlte sich der Reporter unwohl. Die Blinden mit ihren

eckigen Bewegungen erinnerten ihn an lebende Tote, und von den Zombies hatte Bill wirklich die Nase voll.

Doch der Gedanke an Sheila vertrieb seine Befürchtungen.

Bill Conolly atmete noch einmal tief durch und schritt auf die Eingangstür zu, die die Blinden nicht hinter sich geschlossen hatten.

Die Männer wußten, daß jemand angekommen war. Erstens hatten sie den Wagen gehört, und zweitens merkten sie am Klang der Schritte, wohin sich Bill bewegte.

Sie rotteten sich zusammen.

Aus den Augenwinkeln bemerkte der Reporter, wie der Glatzkopf sich an die Spitze setzte. Drohend hatte er seinen hellen Stock erhoben. Die knochigen Finger umklammerten hart den Griff.

Bill stieß die Tür auf. Sein ungutes Gefühl hatte sich zwangsläufig verstärkt, und bevor er eintrat, warf er noch einen Blick über die Schulter.

Die sieben Blinden standen hinter ihm. Wie eine Mauer. Bill rann ein Schauer über den Rücken, aber er dachte an Sheila, und er pfiff auf sämtliche Warnungen.

Der Reporter betrat das Gebäude.

Ein breiter Gang, ähnlich einer Einfahrt, teilte es in zwei Hälften. Links und rechts sah Bill jeweils eine Tür, zu der drei Stufen hochführten.

Die linke Tür stand offen.

Aus dem Haus fiel ein schwacher Lichtschein. Er legte einen hellen Schleier auf die Stufen.

Dann sah Bill die weibliche Person.

Sie stand auf der Türschwelle, und sie war der Typ Frau, die Haare auf den Zähnen hatte.

Sie trug ein braunes Kostüm und hatte ihr grauweißes Haar streng zurückgekämmt. Ihr Gesicht war hager. Zwei scharfe Mundfalten fielen besonders auf.

»Sie sind angemeldet?« sprach sie Bill an.

»Nein.«

»Was wollen Sie dann hier?«

Der Reporter blieb auf der untersten Stufe stehen. »Ich will meine Frau zurückhaben!« knirschte er.

»Darf ich Ihren Namen erfahren?«

»Ich heiße Bill Conolly.«

»Kenne ich nicht.«

»Meine Frau heißt Sheila«, erwiderte Bill hart. »Sie müßten Sie kennen, Miß…«

»Mein Name ist Ada Adamic.«

»Leiten Sie das Heim hier?«

»Ja. Und jetzt gehen Sie, Mister.«

»O nein.« Bill schüttelte den Kopf. »Ich werde gehen, aber nicht allein, sondern zusammen mit meiner Frau, die Sie hier in diesen Bau entführt haben.«

»Ich kenne Ihre Frau nicht.«

»Wirklich nicht?« Bill trat noch einen Schritt vor. Sein Gesicht war zu einer Maske erstarrt, in seinen Augen flammte Wut und Zorn.

»Bis jetzt!« knurrte er ganz hinten in der Kehle. »Also bis jetzt habe ich mich noch nie an einer Frau vergriffen. Doch bei Ihnen würde ich eine Ausnahme machen. Wo ist Sheila? Ich weiß, daß sie sich hier befindet. Ihr Wagen steht draußen.«

Ada Adamic zischte einen Befehl. Er galt den Männern hinter Bill Conolly, die sich am Beginn der kleinen Treppe aufgebaut hatten.

Der Reporter wirbelte herum.

Keine Sekunde zu früh, denn schon sausten die ersten Stockschläge auf ihn zu.

Zwei Hiebe konnte Bill mit den angewinkelten Armen parieren, doch der dritte traf ihn seitlich am Kopf. Bill hatte das Gefühl, sein Ohr wäre abgetrennt worden, und er bekam noch größere Wut.

Wie ein Irrwisch fuhr er zwischen die Blinden, und er nahm sich zuerst den Glatzkopf vor.

Ein Uppercut warf den Kerl auf das Kopfsteinpflaster des Innenhofes. Sofort kümmerte sich Bill um die anderen.

Er entriß einem den Stock und schlug um sich.

Bill traf besser.

Wut und Zorn stachelten ihn an, aber auch die Sorge um Sheila. Ada Adamic merkte, daß ihre Männer verloren und zog daraus die Konsequenzen.

»Hört auf!« rief sie.

Die Blinden gehorchten dem Befehl und zogen sich zurück. Drei von ihnen lagen am Boden und rappelten sich mühsam hoch.

Breitbeinig und schweratmend stand Bill Conolly auf dem Hof. Sein Ohr schmerzte noch immer, doch das Gefühl wurde von dem eines wilden Triumphs übertüncht, denn Bill hatte es geschafft, sich die Angreifer vom Leibe zu halten. Für ihn ein erster Schritt zum Erfolg. Jetzt würde er sich Sheila holen.

»Sind alle Klarheiten beseitigt?« blaffte er Ada Adamic an und wandte sich ihr direkt zu, so daß er der Frau in die Augen schauen konnte.

Bill Conolly las darin keinen Funken Gefühl. Die Frau starrte ihn mit einem gnadenlosen Blick an, der ihn frösteln ließ. Diese Ada Adamic war eine Verbrecherin.

»Und jetzt werden Sie mich zu meiner Frau führen, Miß Adamic«, sagte Bill Conolly.

Er stand eine Stufe tiefer als sie und hob sein rechtes Bein, um

vorzugehen.
Ada machte Platz. Sie trat zur Seite und erwiderte kalt lächelnd: »Bitte sehr!«
Bill schüttelte den Kopf. »Nach Ihnen, Madam. Lassen Sie sich nur nicht einfallen, Ihre Leibwächter auf mich zu hetzen. Es würde ihnen schlecht bekommen.« Bill schob seinen Jackettschoß zurück und zeigte seine Luger.
Ada hob nur die Augenbrauen. Sonst blieb ihr Gesicht glatt. Sie ließ sich auch nicht von der Waffe einschüchtern.
Ada Adamic schritt vor.
Bill folgte der Frau in einem Schritt Abstand. Die Blinden blieben zurück. Der Reporter hatte ihnen mit seinen Abwehrmaßnahmen doch einigen Respekt eingeflößt.
Sie gingen durch einen matt erleuchteten Gang. Bill blieb einen halben Schritt hinter der Frau. Er fühlte sich in ihrer Nähe unwohl. Diese Ada Adamic bereitete ihm körperliches Unbehagen.
Vor einer doppelflügeligen Tür blieb Ada stehen.
»Was ist?« fragte Bill.
»Wollen Sie wirklich weitergehen?« erkundigte sich die Frau.
»Was soll der Quatsch?« knurrte Bill unwirsch.
»Sie werden Ihre Frau sehen!«
»Das hoffe ich.«
»Okay«, sagte Ada Adamic. »Auf Ihre Verantwortung, Mr. Conolly!« Sie legte die rechte Hand auf die gußeiserne Klinke, drückte sie nach unten und stieß die Tür mit einem heftigen Ruck auf.
Bill betrat den dahinterliegenden Raum.
Nach zwei Schritten blieb er geschockt stehen.
Er sah einen langen rechteckigen Tisch mit hochlehnigen Stühlen zu beiden Seiten. Dahinter, an der gegenüberliegenden Querseite, lief ein Vorhang von Wand zu Wand. Links befanden sich kleine Fenster, durch die man nach unten in den Hof schauen konnte.
Doch all dies hatte Bill Conolly nicht aus der Fassung gebracht. Er sah nur Sheila, seine Frau.
Sie starrte ihn an, ohne ihn zu sehen.
Sheila Conolly hatte ihr Augenlicht verloren!

***

»Shit!«
Der Fluch sprang mir förmlich über die Lippen, und mir tat es gut, ihn auszustoßen, denn was mir Jane Collins telefonisch berichtet hatte, war wirklich nicht dazu angetan, Freudenschreie zu produzieren.
Bill Conolly hatte sich klammheimlich aus dem Staub gemacht.
Ich hielt den Hörer noch in der Hand. »Wie konnte das nur

passieren?« fuhr ich Jane barsch an.

»Tut mir leid, John, aber ich habe fest mit Bills Loyalität gerechnet. Wie du übrigens auch.«

»Sorry!« Meine Stimme klang wieder normal. »Aber es ist auch für mich ein Schock.«

»Das kann ich verstehen.« Jane räusperte sich die Kehle frei, bevor sie fragte: »Wie soll es jetzt weitergehen? Wie ich Bill einschätze, dreht er durch und benimmt sich wie ein Elefant im Porzellanladen.«

»Das ist zu befürchten.«

»Bleibt es trotzdem bei unserem Plan?« fragte sie.

Ich bejahte.

»Okay, John. Dann komme ich mit meinem Wagen zum Eaton Square. Wir treffen uns dort an der großen Plakatwand.«

Ich war einverstanden.

Wenig später erschien Suko. Er trug seine Motorradkluft und war auf seiner Harley gekommen.

»Mann«, sagte er, »ich bin geflogen.« Suko zog den Reißverschluß seiner Lederjacke auf, dann schaute er mich an, sah meinen Gesichtsausdruck und fragte sofort: »Gibt es Ärger?«

Ich nickte.

»Wieso?«

Ich erzählte Suko von Bills eigenmächtigem Handeln, und der Chinese war ebenfalls sauer.

»Dieser Himmelhund kann mehr kaputt machen als tausend Elefanten«, schimpfte er, hob aber die Schultern und meinte: »Andererseits ist es zu verstehen. Du weißt, John, wie ich reagiert habe, als Shao als Zwergin in einer anderen Dimension verschwunden war. Deshalb will ich nicht so hart urteilen.«

Ich gab meinem Partner recht. Anschließend verließen wir das Büro. Wir fuhren in die zum Yard gehörige Garage, wo mein Bentley stand. Suko konnte seine Harley dalassen. Im Yard wurde sie sicher nicht gestohlen.

»Wir treffen Jane am Eaton Square«, erklärte ich dem Chinesen, während wir der Ausfahrt entgegenfuhren.

Suko nickte.

»Hast du alles dabei?« fragte ich ihn.

»Sicher. Die Kameraden können ruhig kommen. Wir werden ihnen einen entsprechenden Empfang bereiten.«

Suko hatte sicherlich recht. Nur besaß die Gegenseite zwei Druckmittel gegen uns, die nicht ohne waren.

Sheila und Bill Conolly. Denn daß Bill etwas erreicht hatte, daran glaubte ich nicht. Der Reporter hätte sich sonst bei mir gemeldet.

Ich kann nicht gerade behaupten, daß ich mit einem guten Gefühl diesem Blindenheim entgegenfuhr…

***

»Sheila!« ächzte Bill Conolly.

Jeder Buchstabe drang stockend über seine Lippen. Bill konnte nicht fassen, was mit seiner Frau geschehen war. Er traute seinen Augen kaum, und doch war es die bittere und brutale Wahrheit.

Sheila Conolly war zu einem willenlosen, blinden Wesen geworden.

Die weißen Augenhöhlen quollen hervor, sie machten das sonst hübsche Gesicht zu einer Fratze des Schreckens. Sheila wußte, daß jemand eingetroffen war. Sie streckte die Arme aus und spreizte die Hände, doch aus ihrem Mund drang nicht Bills Name sondern krächzende Laute, die Bill an Sheilas Geisteszustand zweifeln ließen.

In seinem Innern zerbrach etwas wie eine Glasscheibe. Er atmete tief ein, seine Augen weiteten sich, und ein grausamer Zug umspielte seine Lippen.

Ada Adamic merkte, daß in Bill etwas vorging, was für sie nicht gerade positiv war. Sie trat zwei Schritte zur Seite und stand nun näher am Fenster.

Bill drehte den Kopf. Er konnte Sheila nicht mehr anschauen, sondern blickte jetzt Ada Adamic an.

»Sie haben es nicht anders gewollt«, sagte die Frau.

»Bestie!« keuchte Bill. »Verdammte Bestie. Was hast du mit ihr gemacht? Was hast du mit meiner Frau gemacht, zum Teufel. Sag es, spuck's aus oder ich…« Bill Conolly griff mit einer raschen Bewegung unter sein Jackett und riß seine Luger hervor. Blitzschnell schwenkte er die Waffe in Adas Richtung, so daß die Mündung auf ihre Brust wies.

»Was hast du mit ihr gemacht?« wiederholte Bill seine Frage. »Ich will es wissen, oder ich vergesse mich.«

Als Ada Bills Gesichtsausdruck sah und den funkelnden Haß in seinen Augen bemerkte, wurde ihr doch ganz anders. »Nichts!« kreischte sie. »Ich habe nichts mit ihr gemacht. Sie ist freiwillig gekommen. So glaub mir, ich habe sie nicht gezwungen!«

Bill schüttelte den Kopf. »Ich glaube dir nicht«, keuchte er. »Ich glaube dir kein Wort, du Mistweib. Aber ich gebe dir eine Galgenfrist. Drei Sekunden hast du Zeit und keinen Atemzug länger. Wenn ich bis dahin nicht erfahren habe, was du mit Sheila angestellt hast, schieße ich!«

Bills Hände umklammerten den Griff der Waffe so hart, daß seine, Knöchel hervorstachen.

»Es tut mir leid ich…«

»Eins!« zählte der Reporter.

»Aber glauben Sie mir doch, Mister…« Die Frau hob flehend beide Hände und wich zurück bis zur Wand, die durch zahlreiche Fenster aufgelockert war.

»Zwei!«
»Wirklich, Mister…«
Bill schüttelte den Kopf. Er sah bereits rot, und das im wahrsten Sinne des Wortes. Rote Schleier tanzten vor seinen Augen, die nur hin und wieder wichen. Zorn, Wut und Haß hatten den Reporter wie eine riesige Woge überflutet.
»Drei!« schrie Bill.
Da reagierte Ada Adamic.
Sie war nicht umsonst bis zur Wand zurückgewichen, denn unter einer der zahlreichen Fensterbänke befand sich ein kleiner Hebel. Und den legte die Frau mit dem Zeigefinger um.
Im gleichen Moment öffnete sich unter Bill Conolly der Boden. Bill hatte mit allem gerechnet, nur damit nicht.
Die Klappe fiel nach unten, und er ebenfalls.
Ein Schrei, ein Schuß, die Kugel fuhr in die Decke, dann war Bill Conolly verschwunden.
Das letzte, was er hörte, war Ada Adamics teuflisches Gelächter.

***

Getrennt marschieren, vereint schlagen!
Diese Devise galt auch für uns. Also hatten wir uns getrennt. Ich ging allein, Suko ebenfalls und Jane Collins sollte im Wagen bleiben, um nach einem genau festgesetzten Zeitpunkt Hilfe zu holen, falls wir uns bis dahin nicht zurückgemeldet hatten.
Zwei Stunden hatten wir Frist. Bis dahin mußte alles über die Bühne gelaufen sein.
So hoffte ich.
Es war uns nicht schwergefallen, die Adresse zu finden. Vom Eaton Square aus war es ein Katzensprung. Zum Glück hatte ich am Beginn der schmalen Gasse einen Parkplatz für meinen Bentley gefunden.
Er stand neben einer Mauer, an der wilder Efeu hochwucherte, so daß die Steine kaum zu sehen waren.
Und auch vom Blindhouse her war der Bentley nicht zu erkennen.
Jane wußte Bescheid. Sie drückte uns beide Daumen. Mich verabschiedete sie mit einem Kuß, während Suko schon neben dem Wagen stand und sich umschaute.
Er deutete auf den Torbogen »Da willst du doch sicherlich durchgehen«, meinte er.
»Ja.«
»Okay, denn. Ich schaue mir den Bau mal von der Rückseite an. Mal sehen, vielleicht finde ich einen Einstieg.«
Ich war einverstanden. »Aber denk an die Blinden. Die Kerle sind gefährlich.«
Gelassen schritt ich durch das Tor.

Es war ziemlich ruhig um mich herum, und vielleicht deshalb vernahm ich das leise Knirschen über mir.

Hastig hob ich den Kopf.

Da geschah es.

Aus dem Torbogen raste plötzlich ein Fallgitter. Armdicke Stäbe schossen der Erde entgegen, und alle waren vorn zugespitzt.

Ich hechtete vor, zog noch im Sprung die Beine an und hatte gut daran getan, denn dicht hinter meinen Hacken rammte das Gitter in den Boden.

Himmel, war das knapp gewesen.

Mit dem Handrücken wischte ich mir den Schweiß von der Stirn, schaute zurück und sah das Fallgitter zitternd im Boden stecken. Diese Dinger hätten mich sicherlich aufgespießt.

Langsam stand ich auf und klopfte mir den Staub aus der Kleidung. Mein Blick flog hinüber zum Haus. Vor mir breitete sich ein gepflasterter Hof aus, auf dem zwei Wagen parkten.

Ein Mercedes und ein Porsche.

Die Autos der Conollys.

Ich war also an der richtigen Adresse.

Hinter den Fenstern zeigte sich niemand. Ich war jedoch sicher, daß man meine Ankunft beobachtet hatte und sich nun ärgerte, daß der Anschlag nicht gelungen war.

Sie würden es bestimmt noch einmal versuchen. Doch nun war ich gewarnt und auch gespannt, in welch ein Wespennest ich stoßen würde.

Vorsichtig schritt ich auf das Haus zu. Es war gelb angestrichen und erinnerte mich von der Farbe her an manche historische Bauten in Wien. Dort hatte ich seinerzeit einen Werwolf gejagt.[3]

Hinter den Scheiben regte sich weiterhin nichts. Ein wenig Sonnenlicht fiel in den Hof und spiegelte sich in den Glasfenstern. Erkennen konnte ich nichts.

Dann stand ich vor dem breiten Eingangstor in der Mitte des Hofes. Es besaß zwei Flügel und erinnerte mich irgendwie an den Durchgang in eine alte Bauernscheune.

Ich blieb erst einmal wenige Schritte vor dem Tor stehen und überlegte, ob ich sofort hineingehen sollte. Ich sah eine Klingel und eine Luke mitten im Tor.

Sie klappte plötzlich hoch.

Der Teil eines Gesichts starrte mich an.

Normalerweise lächle ich, wenn ich zu fremden Leuten gehe, aber hier hatte man mir das Lebenslicht ausblasen wollen, und da war Freundlichkeit fehl am Platze.

»Wer sind Sie?« fragte mich eine barsche Frauenstimme.

»Mein Name ist John Sinclair. Ich bin Oberinspektor bei Scotland

Yard.«
»Was wollen Sie?«
»Hinein.« Schon längst hatte ich die Stimme erkannt. Es war die Frau vom Telefon.
»Haben Sie einen Durchsuchungsbefehl?« fragte sie mich.
»Nein.«
»Dann verschwinden Sie.«
Ich schüttelte den Kopf. Meine Stimme klang scharf, als ich erwiderte: »Es besteht der begründete Verdacht, daß in diesem Gebäude zwei Menschen festgehalten werden, die nicht freiwillig zu Ihnen gestoßen sind. Außerdem wurde auf mich ein Mordanschlag verübt. Grund genug, Ihr Haus auch ohne Durchsuchungsbefehl zu betreten.«
Nach dieser Antwort war es einen Moment still. Dann sagte die Frau: »Okay, kommen Sie herein!«
Quietschend wurde das Tor aufgezogen. Gerade so weit, daß ich hindurchschlüpfen konnte.
Ich trat in eine breite Einfahrt, an deren Ende ich eine Mauer mit einer schmalen Tür sah. Eine Lampe verstreute trübes Licht. Immerhin soviel, daß ich die Frau vor mir erkennen konnte.
Sympathisch war sie mir nicht.
»Darf ich Ihren Namen erfahren?« fragte ich.
»Ada Adamic«, antwortete sie.
Damit konnte ich nichts anfangen. Den Namen hatte ich nie in meinem Leben, gehört.
Ich schaute mich um, sah zwei Türen und fragte: »Wo geht es ins Haus?«
Die Frau deutete nach links. »Dort.«
»Danke.« Sie wollte mich vorgehen lassen, doch ich sagte: »Nach Ihnen, Madam.«
Sie stieß ein kicherndes Lachen aus, was mich zu der Frage animierte, ob sie ihre Gäste immer auf diese gefährliche und heimtückische Art und Weise empfange.
Auf der ersten Treppenstufe blieb sie stehen. »Nur diejenigen die nicht willkommen sind.«
»Dann war ich also nicht willkommen?«
»Nein.«
Ich griff in meine Jackentasche und zog die Hand geschlossen wieder hervor. »Auch jetzt nicht?« fragte ich, wobei ich gleichzeitig die Hand öffnete und Ada Adamic, das Auge präsentierte.
Sie starrte auf meinen Handteller und zuckte dann zurück. »Woher haben Sie das?«
»Muß ich das sagen?«
Ihr Blick war flammend, mit dem sie mich anschaute. »Nein, Sinclair,

das brauchen Sie nicht.« Hastig stieg sie die Stufen hoch. Es sah mir nach einer Flucht ins Haus aus.

Wir betraten den Raum, der die zahlreichen Fenster aufwies. Ich hatte sie bereits von außen gesehen. Jetzt sah ich den langen Tisch mit den zahlreichen Stühlen und auch den Vorhang, der die Querwand bedeckte.

Mich interessierte sofort, wer oder was sich dahinter verbarg.

Darin stellte ich die beiden Fragen, die mir auf dem Herzen brannten. »Wo befinden sich Sheila und Bill Conolly?«

»In sicherer Obhut«, erwiderte die Frau kalt lächelnd und schloß die Tür. »Sie geben also zu, daß sie hier sind.«

»Natürlich.«

»Damit haben Sie sich von dem Verdacht nicht gerade freigesprochen, den ich gegen Sie hege!«

»Es ist mir egal.«

Ich blieb gelassen, obwohl sich die Situation zuspitzte. Langsam stieg Unbehagen in mir hoch. Diese Frau war ziemlich kaltschnäuzig. So etwas hatte ich selten erlebt. Zumindest bei einem normalen Menschen, denn sie war keine Dämonin, wie ich inzwischen mit meinem jahrelang geschulten Blick festgestellt hatte.

»Geben Sie die beiden frei!« forderte ich.

»Nein!«

»Dann bin ich leider gezwungen, Gewalt anzuwenden, Miß Adamic.« Ich redete sie bewußt nicht mit Misses an, denn diese Frau war bestimmt nicht verheiratet.

Sie lachte. »Glauben Sie im Ernst, Sinclair, daß Sie hier lebend wieder herauskommen? Ich habe auf Sie gewartet. Ich weiß doch, wen die Familie Conolly zum Freund hat. Nun, John Sinclair, Ihr Lebensweg endet hier.«

Ich blieb ziemlich gelassen. Das hatte man mir bereits oft prophezeit. Bisher war alles gut verlaufen. Und mit der Frau allein würde ich schon fertig werden.

»Gut«, sagte ich, »wenn Sie es nicht anders wollen…« Ich wollte meine Beretta ziehen, doch die Frau sagte:

»Augenblick, Sinclair!«

Ich zögerte.

»Vorhang!« rief sie wie der Inspizient eines Theaters.

Ihr Ruf verhallte nicht ungehört. Auf einmal glitt der Vorhang zur Seite, und ich sah mich den sieben Blinden gegenüber.

Nur hatten sie diesmal ihre Krückstöcke mit schweren Revolvern vertauscht…

***

Der Aufprall war verflixt hart, und Bill spürte ihn bis in die letzten

Haarspitzen hinein.
Mit den Füßen zuerst kam er auf, fiel von der Wucht nach vorn und rollte sich über die rechte Schulter ab. Sofort stand er wieder auf den Beinen.
Er hatte erwartet, angegriffen zu werden, doch es tat sich nichts. Niemand wollte Bills Leben, niemand schoß auf ihn.
Dunkel war es jedoch nicht.
Irgendwo vor sich sah Bill eine schwache Lichtquelle, die ihre Helligkeit so streute, daß der Reporter Umrisse ausmachen konnte.
Er befand sich in einem riesigen Keller. Schemenhaft sah Bill dicke, gemauerte Wände einen feuchten Modergeruch ausströmten. Bill wollte es genau wissen, griff in die Tasche, holte sein Feuerzeug hervor und knipste es an.
Als er vorging, schützte er die kleine Flamme mit der gebogenen Hand. Nach fünf Schritten stand der Reporter vor einer Wand. Sie glänzte naß. Bill hob den Arm und sah, daß dort, wo Wand und Decke zusammentrafen, Wasser tropfte. Die Flamme malte einen hellen, faserigen Kreis. Bill bewegte das Feuerzeug etwas nach links und sah die Luke, durch die er gefallen war.
Zu!
Mit einem Sprung erreichen konnte Bill Conolly die Luke nicht. Er mußte nach einem anderen Ausgang suchen, falls es einen gab. Bill glaubte fest daran, denn wenn dies der Keller des Blindenheims war, mußte es auch eine Tür aus diesem unterirdischen Gewölbe geben. Nicht jeder wollte schließlich durch die Luke klettern.
Bill knipste das Feuerzeug wieder aus und machte sich auf die Suche. Er ging im Dunkeln weiter, spitzte die Ohren, lauschte und war voll konzentriert.
Dabei drehten sich seine Gedanken um Sheila.
Würde sie überhaupt noch einmal in ihrem Leben sehen können?
Als Bill daran dachte, stöhnte er auf. Er fühlte den Druck im Magen, sein Herz schlug schneller, und der Schweiß trat ihm aus allen Poren. Wenn er sich vorstellte, daß… nein. Bill Conolly dachte nicht mehr weiter. Tat er das, würde er noch durchdrehen. Und gerade jetzt mußte er einen klaren Kopf behalten. Aber sollte er jemals hier aus diesem Keller entwischen; wollte er sich Ada Adamic vornehmen, und dann ging es der Alten schlecht.
Plötzlich blieb Bill stehen.
Ein Geräusch war an seine Ohren gedrungen.
Der Reporter lauschte.
Er vernahm ein leises Schmatzen und Schlürfen, dazwischen ein Schaben, dann ein uriges Stöhnen.
Was hatte das zu bedeuten?
Bill Conolly war klar, daß er sich nicht allein in diesem Keller

befand. Irgendwo vor ihm mußte etwas lauem. Etwas Schreckliches, Grauenhaftes, das diese Geräusche ausstieß.

Auch kam es Bill so vor, daß das Licht heller geworden war. Er konnte sich besser orientieren.

Schritt für Schritt ging Bill weiter. Er schlich auf Zehenspitzen, obwohl er dies eigentlich als Unsinn empfand, denn sicherlich hatte das unbekannte Weisen seine Ankunft bemerkt.

Bills Augen bohrten sich in die Dunkelheit. Wenn er genauer hinsah, erkannte er mehrere helle Flecken.

Lichter?

Vielleicht, vielleicht aber auch nur leuchtende Punkte, die ihm den Weg weisen sollten.

Das Schmatzen und Schlürfen nahm an Intensität zu. Es wurde lauter und grauenvoller.

Bill lief ein Schauer über den Rücken. Er spürte den Schweiß, der sich in seinem Nacken zu Tröpfchen gesammelt hatte, die wiederum in kalten Bahnen nach unten liefen.

Bill war auf vieles gefaßt, aber was er dann zu sehen bekam, verschlug ihm buchstäblich den Atem.

Der Reporter erstarrte.

Er war jetzt so weit an das Unbekannte herangekommen, daß er es erkennen konnte.

Vor Bill Conolly saß ein schleimiges, unförmiges Etwas, für das es nur die Bezeichnung Monster gab.

In seiner Farbe hob es sieh kaum von dem Schwarzgrau der Dunkelheit ab, aber es verströmte trotzdem Helligkeit.

Durch Augen!

Jawohl, das Monster war über und über mit menschlichen Augen bestückt.

»Oh Gott!« stöhnte der Reporter und schüttelte vor Grauen den Köpf. Er hatte schon viel in seinem Leben gesehen, aber solch ein Monster nicht.

Die Masse lebte, und die Augen lebten. Sie schauten, sie rollten, wurden bewegt und starrten Bill an.

Acht Augenpaare zählte der Reporter. Und sie waren auf dem gesamten unförmigen Körper verteilt.

Rechts, links, oben, unten…

Bill trat noch näher heran. Er riskierte es und knipste sein Feuerzeug an. So hoch wie es ging stellte er die Flamme. Dabei drehte er die Hand, und das Feuer leuchtete das Monster an.

Die Augen zuckten und rollten, wurden zusammengekniffen, als das Licht sie traf.

Bill Conolly trat noch einen Schritt auf das dämonische Lebewesen zu, und hatte das Gefühl, von einem Kübel Eiswasser überschüttet zu

werden.
Deutlich sah er das oberste Augenpaar.
Er kannte es sehr gut sogar.
Es gehörte Sheila, seiner Frau!

***

Suko wirkte zwar manchmal etwas kompakt und schwerfällig, aber das war nur der erste Eindruck. Wer ihn genauer ansah, der merkte schon bald, welch eine Kraft und Geschmeidigkeit in dem Chinesen steckte. Dabei fiel einem unwillkürlich der Vergleich mit einem Raubtier ein.
Suko hatte sich von mir getrennt und war um das Gebäude herumgelaufen.
Er suchte nach einem versteckten Einstieg.
Nichts zu machen.
Langsam schritt er die Rückseite des Gebäudes ab. Sie grenzte an eine Grünfläche, die zu einem Kinderspielplatz umfunktioniert worden war.
Eine schmale Straße trennte Haus und Spielplatz voneinander.
Der Chinese schaute an der Hauswand hoch. Fenster sah er nicht. Dafür jedoch schießschartenähnliche Luken, die mit dickem Glasbausteinen ausgefüllt waren.
Der Abstrich war im Laufe der zeit ziemlich verblaßt.
Suko befand sich an der Wetterseite des Gebäudes, wo Wind und Regen ihre Spuren hinterlassen hatten.
Dann sah er die schmale Tür. Sie führte in die Einfahrt hinein, bestand aus Eisen und war verschlossen, wie der Chinese feststellte.
Suko verzog das Gesicht. Jetzt war guter Rat teuer. Er ließ seinen Blick noch einmal an der Hauswand hochschweifen, doch sie war so glatt und fugenlos, daß der Chinese keine Chance sah, daran hochzuklettern.
Was tun? Suko besah sich das Schloß der Tür genauer. Es war fest in die Eisentür integriert und mit einer Kugel nicht zu sprengen.
Suko murmelte eine Verwünschung Mit diesem Mißerfolg hatte er wirklich nicht gerechnet.
Doch da kam ihm der Zufall zu Hilfe.
Der Zufall in Form eines etwa zehnjährigen Jungen.
Der blondhaarige Boy war auf dem Spielplatz gewesen, lief über die Straße, sah Suko und schlenderte langsam auf ihn zu. Die Hände hatte er in den Taschen seiner Jeans vergraben.
»He, Mister«, sprach er Suko an, »suchen Sie was?«
Der Chinese kam aus seiner gebückten Haltung hoch »Ja, ich möchte gern in diesen Bau.«
Das Kind kniff ein Auge zu. Sein Gesicht nahm einen

Verschwörerausdruck an. »Da stimmt was nicht, wie?«
»Wieso?«
»Na ja«, meinte der Kleine und hob die Schultern. »Man hat so seine Ahnungen.« Er sprach wie ein Alter, und Suko mußte lächeln.
»Was sagen dir denn deine Ahnungen?« erkundigte sich der Chinese.
»Daß ich ein Geschäft machen kann«, lautete die Antwort des pfiffigen Zehnjährigen.
»Wie sollte das deiner Meinung nach aussehen?«
»Du gibst mir zwei Pfund, und ich zeige dir, wie man in den Bau hineinkommt.«
Suko runzelte die Stirn. »Zwei Pfund sind eine Menge Geld.«
»Das Leben ist hart.«
Der Chinese lachte. »Da hast du recht.«
Der Junge streckte die Hand aus. »Gilt das Geschäft?«
»Es gilt.« Suko holte zwei Geldscheine aus der Tasche und ließ sie auf den Handteller des Jungen fallen.
Blitzschnell verschwand der ›Lohn‹. »Kommen Sie mit, Mister!«
Der Junge lief vor. Er und Suko passierten die gesamte Front des Gebäudes bis hin zum Ende der Rückseite. Das Nachbargrundstück war verwildert. Eine hohe Mauer schützte es. Die Steine waren rissig. Es gab genügend Spalten und Kanten, wo der Kletterer Halt finden konnte.
»Da müssen Sie rüber«, erklärte der Junge.
»Kommst du mit?« fragte Suko.
Der Junge nickte.
»Soll ich dir helfen?« erkundigte sich Suko, wobei er einen Blick an der Mauer hochwarf.
»Nein. Ich habe Routine.«
Suko grinste. »Ausgezeichnet.«
Gemeinsam kletterten sie die Mauer hoch. Ihre Füße fanden in den Spalten und Rissen genügend Halt, und als sie auf der Krone angelangt wären, sprangen sie nach unten.
Suko und der Junge standen in einem verwilderten Garten. Links sah der Chinese die Mauern eines alten Gebäudes. Es war zum Teil eingestürzt, Unkraut hatte die Steine überwuchert.
Drehten sie sich nach rechts, lag die Schmalseite des Blindenheims vor ihnen.
Der Junge deutete nach unten. »Da«, sagte er.
Suko folgte dem Fingerzeig und entdeckte die beiden im Boden eingelassenen Eisenroste.
»Haben Sie Kraft?« fragte der Boy.
»Es geht.«
»Sie müssen die Gitter hochheben, dann können Sie in den Keller steigen, Mister.«

Suko nickte. »Ich danke dir. Aber du verschwindest jetzt am besten. Es kann sein, daß es Ärger gibt.«

Der Junge schaute Suko grinsend an. »Sind Sie eigentlich ein Bulle?«, fragte er.

»So ungefähr.«

»Okay, Mister.« Der Zehnjährige winkte Suko noch einmal zu und kletterte gewandt die Mauer hoch. Auf der Krone blieb er jedoch sitzen, um den Chinesen zu beobachten.

Suko ermahnte ihn noch zweimal, doch er war nicht wegzubekommen. Dann machte sich mein Freund an die Arbeit.

Mit beiden Händen umklammerte Suko zwei Gitterstäbe. Er entspannte sich, holte noch einmal tief Luft, sammelte alle Kräfte und zog.

Das rostige Gitter knirschte und ächzte in der Verankerung, aber Suko schaffte es. Er bekam den Einstieg frei. Staub wölkte auf, als das Eisengitter aus seinen Fugen gerissen wurde.

Der Junge saß noch immer auf der Mauer. Er hatte Suko beobachtet und klatschte Beifall. »Klasse, Mister.«

»Willst du wohl verschwinden?« rief der Chinese.

Der Junge schüttelte den Kopf.

Suko senkte den Kopf und schaute sich die Öffnung genau an. Sie war ziemlich eng, doch der Chinese schätzte sich als so gelenkig ein, daß er es schaffen würde.

Er machte sich an den Einstieg.

Mit den Füßen zuerst verschwand er in der Kelleröffnung. Er fand einen schmalen Vorsprung, rutschte weiter, drehte und wand sich, bis er schließlich auf dem Vorsprung saß und seine Füße in den Keller baumelten.

Es folgte der Oberkörper. Damit fingen die Schwierigkeiten allerdings erst an.

Bis Suko im Innern des Kellers verschwunden war, hatte er sich einige Hautabschürfungen geholt und seine Lederjacke zum Teil ruiniert. Aber das war ihm jetzt egal.

Dunkelheit umgab den Chinesen. Zwar fiel Licht durch die Öffnung, doch es reichte nur aus, um erkennen zu lassen, daß Suko in einem schmalen Raum gelandet war.

Er holte seine Taschenlampe hervor und schaltete sie ein. Der Chinese drehte sich im Kreis.

Der helle Strahl wanderte über feuchte Wände, traf Spinnweben, die silbern aufblitzten und blieb schließlich auf einer aus Holzbohlen bestehenden Kellertür haften.

Suko ging hin.

Die Tür war offen.

Ein Lächeln glitt über das Gesicht des Chinesen, das jedoch im

nächsten Augenblick gefror, als er die beiden Schüsse hörte.
Sie waren hinter der Tür aufgeklungen.

***

Sieben Revolvermündungen starrten mich an!
Sieben kalte, dunkle Löcher, aua denen jeden Moment der Tod fahren konnte.
Über den Waffenläufen sah ich die kalten, weißen, grausamen Augen, und ich fragte mich, ob diese Männer wirklich blind waren oder ob sie nur ein Schauspiel abzogen.
Egal wie. Wenn sie abdrückten, würden sie mich auf jeden Fall treffen. Diesem Kugelregen konnte ich gar nicht entgehen.
Ada Adamic hatte ihren Spaß. »Wollen Sie noch immer Ihre Waffe ziehen, Sinclair?« höhnte sie.
»Im Augenblick nicht«, erwiderte ich. Meine Stimme klang nicht besonders fest.
Sie nickte, weil sie nichts anderes erwartet hatte. Dann befahl sie den Blinden: »Kommt näher!«
Die Männer kamen.
Der Glatzkopf löste sich aus der Gruppe und ging zwei Schritte vor, während die anderen sechs hinter ihm eine Formation bildeten. Sie gingen wie Roboter und blieben erst stehen, als sie das Kopfende des langen Tisches erreicht hatten.
Ich blickte an ihnen vorbei und auf die Fläche, die der Vorhang freigegeben hatte.
Sie war schwarz.
Pechschwarz sogar, aber es kam mir vor, als wäre sie nicht zweidimensional, sondern drei- oder sogar vierdimensional. Sie ging in Hie Tiefe, in einen unergründlichen lichtlosen Raum, den man nicht erfassen, viel weniger begreifen konnte.
Stand ich hier abermals vor einem Tor in die andere Welt?
Ada Adamic hatte meinen Blick bemerkt, und sie lachte. »Es ist dir ein Rätsel, nicht wahr?«
Ich nickte.
»Ja. Dieses Dimensionstor ist ein Sprungbrett für den Dämon der tausend Augen.«
Meine Neugier war geweckt. »Wer ist das?« wollte ich wissen.
Sie schaute mich verächtlich an. Die Gesichtsfalten hatten sich noch tiefer in ihre Haut gegraben. Der dünnlippige Mund erinnerte an einen Strich und bewegte sich kaum, als sie sprach.
»Ich kann es dir ruhig sagen, Sinclair, da du mit deinem Wissen doch nichts mehr anfangen wirst. Der Dämon der tausend Augen lebt auf einer schaurigen Jenseitswelt. Er ist der Beobachter, der Melder, denn auch in den anderen Reichen gibt es Gesetze, die eingehalten werden

müssen. Du weißt selbst, daß Schwarzblütler gegeneinander Kriege führen und sich um ihre Welten streiten. Der Dämon mit den tausend Augen steht zwischen ihnen. Er beobachtet sie und meldet, wenn jemand aus der Reihe tanzt. Er weiß viel, kennt Hintergründe und hat die Kenntnisse einer Ewigkeit in sich vereint. Viele sagen, daß er schon immer da war, aber keiner weiß genau, auf welcher Seite er steht. Durch ihn, so hörte ich, kann man in die Zukunft schauen. In seinen Augen siehst du Szenen aus deinem zukünftigen Leben. Wer ihn ruft und beschwört, bekommt nur die Augen von ihm zu sehen, die dann Bilder zeigen, die sich erst in der Zukunft ereignen werden. Ich habe ihn beschworen, und er ist innerhalb des Dimensionstores erschienen. Er war bereit, meine Wünsche zu erfüllen.«

»Was wolltest du von ihm?« fragte ich.

»Sein Wissen.«

»Gab er es dir?«

»Ja und nein.«

»Ich verstehe nicht.«

Ada lächelte. »Ich habe ihn zwar beschworen, aber er will in seinen Dimensionen bleiben, doch durch die Beschwörung ist es mir gelungen, einen seiner Helfer auf diese Welt zu bekommen. Ein Wesen, das mich in die Zukunft schauen lassen wird, so daß ich einen Teil der Fähigkeiten besitzen werde. Und dieses Wesen ist bereits da. Es hält sich unter dir auf, im Keller.«

»Dann hast du also erreicht, was du wolltest?« fragte ich.

»Nein, nicht ganz.«

»Und wieso?«

»Ein Dämon wird nie etwas ohne Gegenleistung tun. Die Fähigkeiten, die er in der anderen Dimension besaß, müssen auf dieser Welt erst noch geweckt werden. Das heißt, die Sehkraft der Menschen, verbunden mit seiner Magie, werden es mir ermöglichen, meinen Traum zu erfüllen.«

»Mit anderen Worten, du hast das Augenlicht der Menschen dem im Keller steckenden Dämon geopfert?«

»Ja.«

Obwohl ich auf die Antwort vorbereitet war, erschrak ich doch. Was war diese Frau für eine Bestie. Ihr Menschsein hatte sie völlig ausgeschaltet. Sie war nur noch eine Hülle, ohne Gefühle und auch ohne Seele.

Sie widerte mich an.

»Willst du die Geschichte weiterhören?« fragte sie mich.

»Natürlich.«

»Okay, dann hör zu. Die Menschen, die ihr Augenlicht dem Dämon gegeben haben, bleiben in diesem Heim. Irgendwo müssen sie ja unterkommen, und ich kümmere mich um sie. Ich und meine Helfer

haben die Menschen willkürlich ausgewählt, und unter ihnen befand sich auch diese Sheila Conolly. An sie sind wir allerdings bewußt herangegangen, weil sie das schwächste Glied innerhalb des Sinclair-Teams ist, wie wir meinen.«

»Was ist mit ihr geschehen?« fragte ich.

»Du wirst sie gleich sehen«, erwiderte Ada Adamic. »Keine Sorge.«

»Ist sie ebenfalls blind?« Ich hakte nach, wollte endlich über Sheilas Schicksal Bescheid wissen.

»Gedulde dich noch«, wies die Frau mich ab. »Sie befindet sich ganz in der Nähe, wie auch ihr Mann.«

»Und wo ist er?«

Ada Adamic deutete mit dem Daumen nach unten. »Im Keller. Er ist unfreiwillig dort gelandet und wird bereits den Dämon kennengelernt haben.«

»Wenn den beiden etwas passiert ist, dann gnade dir Gott!« fuhr ich die Frau an, doch sie machte nur eine abwertende Handbewegung. »Willst du noch etwas wissen?«

»Ja, warum hat sich Stella Strangeford das Leben genommen?«

»Nicht nur sie«, wurde ich informiert, »auch ein Mann namens Clark Benson. Er hat sich aufgehängt. Wir mußten so vorgehen, da wir Angst hatten, daß sie uns verraten würden, was ja auch bei Stella der Fall gewesen wäre. Die beiden gehörten zu uns, das heißt, sie gehorchten dem Dämon mit den tausend Augen. Zum Zeichen ihrer Ergebenheit trugen sie ein nachgebildetes, magisch aufgeladenes Auge bei sich, durch das sich der Dämon mit den tausend Augen mit ihnen in Verbindung setzen konnte. Das Auge wirkt wie ein Katalysator. Es leitet die Gedanken des Dämons in die Hirne der Menschen, wo sie in Taten umgesetzt werden. Aber der Dämon konnte auch ihre Gedanken lesen, was sie wiederum nicht wußten. Als dem Dämon mit den tausend Augen klar war, daß die beiden einen Verrat begehen wollten, da injizierte er ihnen die Selbstmordgedanken. Das ist das große Geheimnis.«

Ich sah klar. Nun wußte Ich, weshalb sich Stella Strangeford umgebracht hatte, aber half mir das Wissen noch?

Sekundenlang stand das Schweigen wie eine Wand zwischen mir und Ada Adamic.

»Noch eine Frage hätte ich«, sagte ich und schob meine linke Hand In die Hosentasche, wo sich Stellas Auge befand. »Welche Bilder aus meiner Zukunft würde mir der Dämon mit den tausend Augen noch zeigen?«

Ada lachte. »Gar keine.«

»Und warum nicht?« fragte ich.

»Weil es für dich, John Sinclair, keine Zukunft mehr gibt. Du wirst erschossen. Meine Blinden gehorchen mir aufs Wort.«

»Kann ich Sheila Conolly noch einmal sehen?«

»Nein! Aber ich kann dir sagen, daß sie ebenfalls zu den Blinden gehört!«

Die Antwort traf mich hart, obwohl ich damit gerechnet hatte. Wahrscheinlich wußte Bill es auch schon, und wenn er vor Sheila stand, würde er durchdrehen.

Ich hätte mich am liebsten tausend Meilen weit weggewünscht, und für den Augenblick eines Herzschlags lang begann ich zu resignieren.

»Reicht es?« erkundigte sich Ada höhnisch.

»Fast«, entgegnete ich. »Wer ist Destero?«

»Er lebt in der Welt des Dämons mit den tausend Augen. Du kannst ihn zu Hilfe rufen, denn du hast ein Auge. Er ist gewissermaßen ein Schutzgeist für uns, wenn Gegner auftauchen wie du es einer bist.«

Ich glaubte mich verhört zu haben, denn mit dieser Antwort hatte mir die Frau ungewollt zu einer Chance verholfen. Doch ihre nächsten Worte machten sie zunichte.

»Bis er allerdings erscheint, bist du tot, Sinclair«, sagte sie kalt. »Ich gebe jetzt den Befehl.«

Langsam zog ich die Hand aus der Tasche, in der das Auge lag. Ich dachte intensiv an Destero, flehte ihn, der doch mein Feind war, um Hilfe an.

Da fielen die Schüsse.

Aber nicht die Blinden hatten geschossen, sondern unter uns im Keller erklangen die dumpfen Detonationen.

Ada drehte durch. Sie brüllte: »Schießt! Macht ihn fertig! Los doch!«

Die Blinden gehorchten.

Und um mich herum brach plötzlich die Hölle los…

***

Bill starrte auf das widerliche Gebilde.

Es schmatzte, pulsierte, bewegte sich, schlürfte und keuchte. Welch einen Horror bekam er hier vorgesetzt?

Das Grauen schnürte dem Reporter die Kehle zu. Und immer wieder sah er nur ein Augenpaar.

Das seiner Frau!

»O Gott!« stöhnte Bill, »O Gott.« Er faßte sich an den Kopf, sein Blick war verschleiert durch hervorquellende Tränen.

Es war eine Situation, wie man sie sich kaum vorstellen kann. Ein Mann sieht ein Monster, eine quallige, widerliche Masse, die sich hin- und herbewegt und muß erkennen, daß dieses Monster das Augenpaar seiner Frau…

Bill dachte nicht mehr weiter.

»Zur Hölle!« keuchte er. »Zur Hölle mit dir, du Monster!« Bill hatte seine Luger nicht verloren. Jetzt riß er die Waffe hoch und feuerte

zwei Kugeln in den zuckenden Leib.

Die Geschosse klatschten in die Haut, drangen ein in die Masse, als würden sie von einer Knete verschluckt.

Aber nichts geschah.

Wieder schoß Bill.

Er setzte die zweite Kugel dicht neben den ersten Einschuß, dessen Wunde sich bereits geschlossen hatte. Wieder drang das Geschoß in die teigige Masse, und abermals schloß sich die Wunde sofort.

Bill senkte die Waffe. Er begriff, daß es keinen Zweck hatte, mehr Munition zu vergeuden. Mit normalen Kugeln kam er gegen dieses Monster nicht an.

Vielleicht hätte er auch auf die Augen zielen sollen, aber er brachte es nicht übers Herz, auf das Augenpaar seiner Frau zu schießen.

Nein! Unmöglich.

Da flog die Tür auf. Sie befand sich hinter dem Monster und wie ein Sturmwind wirbelte ein Mann in das unterirdische Gewölbe.

Suko!

Bill kreiselte herum, er sah nur den Schatten, hob die Waffe, zielte damit auf den Eindringling…

»Nicht, Bill!« Sukos Stimme überschlug sich fast, und der Reporter ließ im letzten Augenblick die Pistole sinken.

»Suko«, ächzte er, als der Chinese neben ihm stand. »Wie wie kommst du denn hierher?«

»Später.« Suko schüttelte den Kopf und zog die Dämonenpeitsche hervor. »Erst einmal müssen wir uns um dieses verdammte Ding hier kümmern«, womit er das Monster meinte.

Er zog aber auch noch seine mit geweihten Silberkugeln geladene Beretta und warf sie Bill zu.

Der Reporter fing sie auf.

Das Monster würgte und schmatzte. Die Augenpaare rollten hin und her.

Suko hob den rechten Arm mit der Peitsche.

Da fiel ihm Bill in den Schlag. »Nicht, Suko, nein!« kreischte er.

Der Chinese hielt ein und schaute Bill Conolly ungläubig an. »Warum nicht?«

»Weil weil…« Bill schluckte. »Weil Sheilas Augen dort in diesem Monster sind, verdammt!« schrie er, warf die Waffe zu Boden und vergrub seins Gesicht in beide Hände.

Da knatterte über ihnen eine Serie von Schüssen auf!

***

Mir blieben vielleicht zwei Sekunden, um mein Leben zu retten.

Mehr nicht!

In dieser Spanne mußte ich es schaffen. Und ich wagte es, setzte alles

auf eine Karte.

Ich hechtete nach vorn, genau auf den Tisch zu, flog dabei flach durch die Luft und hörte im Flug das Krachen der Waffen. Sie schossen alle, und die Detonationen dröhnten in meinen Ohren, doch die Kugeln pfiff en über mich hinweg.

Hart prallte ich zu Boden, gab mir noch einmal Schwung und rollte mich unter den langen Tisch, bevor die zweite Geschoßsalve krachte.

Ich legte meine Fäuste unter die Platte und stemmte wuchtig den Tisch hoch.

Er kippte.

Wieder krachten die Waffen, ich hörte die Schreie der Frau und sah, wie der Tisch das Übergewicht bekam und auf die Blinden zufiel.

Mir kam zugute, daß sie nichts sehen konnten. Sie gehorchten nur Befehlen, schossen weiter.

Die Kugeln jaulten durch den Raum, während ich geduckt auf dem Boden hockte, das Auge umklammert hielt und an Destero, den Henker, dachte.

Plötzlich fegte ein heller Strahl aus der Pupille. Er jagte mit Lichtgeschwindigkeit auf die Leinwand zu, verschwand in den unauslotbaren Tiefen der anderen Dimension und bildete eine Brücke. Gleichzeitig schwiegen die Revolver.

Ich riskierte einen Blick über die Tischkante.

Die Blinden tappten umher. Sie liefen sich gegenseitig um, hielten aber nach wie vor ihre Waffen in den Händen.

Ada Adamic blickte sich gehetzt um.

Sie sah den hellen Strahl und konnte sich leicht ausrechnen, was geschehen war.

Mit einem wilden Fluch auf den Lippen wirbelte sie herum und rannte auf die Tür zu.

Ich jagte hinterher.

Bevor sie den rettenden Ausgang erreichte, stieß ich mich ab, schnellte vor und bekam ihre Beine zu packen.

Wir fielen gemeinsam hin.

Die Frau schrie wütend auf, als sie gegen die Tür krachte. Sie trampelte, bekam ein Bein frei und traf mich mit ihrem Blockabsatz am Hals.

Mir wurde die Luft knapp. Ich würgte und keuchte, stieß meinen Arm vor und bekam sie am Ärmel des Kostüms zu packen.

Hart schleuderte ich sie herum.

Ada Adamic taumelte den Weg zurück, den sie ein paar Sekunden zuvor gegangen war.

Und da stand der Henker.

Destero war tatsächlich gekommen.

Plötzlich wurde das Auge in meiner Hand glühendheiß. Ich ließ es

hastig fallen, und gleichzeitig reagierte Destero.

Er riß sein Schwert hoch. Entsetzt weiteten sich die Augen der Frau. Sie hatte mich angegriffen. Destero wollte mir helfen und töten!

Das durfte ich auf keinen Fall zulassen.

»Nein!« brüllte ich, warf mich zur Seite damit ich freie Bahn hatte, um meine Beretta zu ziehen.

Der Henker war schneller.

Wuchtig sauste sein Richtschwert nach unten.

Und er traf!

Ich feuerte. Die Kugel verließ um einen Sekundenbruchteil zu spät den Lauf… Da war Destero schon verschwunden.

Und mit ihm der goldene Strahl.

Beide waren sie eingegangen in die Unendlichkeit der Dimensionen. Dorthin wo sie auch herkamen.

Zurück hatte der Henker eine Tote gelassen.

Ada Adamic. Ihr konnte keiner mehr helfen. Verkrümmt lag sie auf dem Boden.

Ich wandte mich ab.

Die Blinden tappten noch immer im Raum umher. Sie hielten nach wie vor ihre Waffen in den Händen. Für sie war es äußerst gefährlich, denn wie leicht konnte jemand abdrücken, und dann war es um einen der Männer geschehen.

Ich sprach sie direkt an. »Eure Chefin ist tot«, erklärte ich. »Werft die Waffen weg!«

Die Blinden hörten meine Stimme, standen still und schienen dem Klang zu lauschen. Ich war darauf gefaßt, mich jeden Augenblick zu Boden zu werfen.

Es war nicht nötig.

Die sieben Männer gehorchten, wobei der Glatzkopf den Anfang machte und seine Waffe fallen ließ.

Die anderen folgten seinem Beispiel.

Ich atmete auf.

Zufrieden war ich allerdings noch längst nicht. Noch hatte ich Sheila und Bill nicht gefunden. Um Suko machte ich mir keine großen Sorgen, jedoch um Bill, der sich ja unterhalb dieses Raumes im Keller befinden sollte.

Das Auge war zusammengeschmolzen. Es hatte mich buchstäblich im letzten Augenblick gerettet, denn Ada Adamic hätte eine Feuereinstellung niemals befohlen. Irgendwann wäre ich auch von einer Kugel getroffen worden.

Das Quietschen der Tür riß mich aus meinen Gedanken.

Jemand kam.

Sicherheitshalber hielt ich die Beretta schußbereit.

Langsam wurde die Tür aufgedrückt, ein unsicherer Schritt, dann

erschien eine Frau.

Sheila Conolly!

Ich sah sie, aber sie konnte mich nicht sehen, denn Sheila war blind!

***

Für ein paar Sekunden hielt ich den Atem an. Etwas stieg heiß vom Magen her hoch in meine Kehle.

»Sheila!« flüsterte ich.

»John?«

Dieses eine Wort nur bewies mir, daß Sheila wieder normal geworden war.

Oder?

Nein, plötzlich verzerrte sich ihr Gesicht. »John Sinclair!« kreischte sie. »Ich will mit euch nichts zu tun haben, verdammt!« Ihr Gesicht verzerrte sich, wurde noch fratzenhafter als es ohnehin schon war. Sheila hatte sich ungefähr gemerkt, wo ich stand. Und sie ging einfach auf mich los. Die Hände hielt sie so gespreizt, daß sie ihre Fingernägel durch mein Gesicht ziehen konnte.

Ich tauchte zur Seite, bekam ihre Gelenke zu packen und drehte Sheila um.

»Sei vernünftig!« fuhr ich sie an.

»Nein, nein!« kreischte sie und versuchte, sich aus meinem Griff zu befreien.

Sheila gebärdete sich wie eine Furie. Sie trat zu und traf mich auch zweimal. Ich jedoch scheute davor zurück, sie härter anzufassen, schließlich war sie die Frau meines besten Freundes und beileibe kein Dämon, sondern nur ein Mensch, der unter dämonischen Einfluß stand.

Sie streckte den Kopf vor und versuchte, mich zu beißen, doch ich wehrte sie ab.

»Reiß dich zusammen, Sheila.«

Sie knurrte wie ein Wolf und schüttelte den Kopf, wobei sie die Zähne fletschte.

Da griff ich zum letzten Mittel.

Schnell ließ ich ihre rechte Hand los und schlug dann zu. Meine flache Hand klatschte in das Gesicht der Frau.

Sheilas Kopf flog zur Seite und sie stürzte zu Boden. Dort blieb sie liegen und starrte mich haßerfüllt an.

»Wo sind die anderen?« schrie Ich.

Keine Antwort.

»Wo steckt Bill, dein Mann?«

Sheila spie aus.

Sie hörte meine Stimme, sah mich jedoch nicht, versuchte aber, nach mir zu schlagen. Sie traf nicht, aber Ich mußte es schaffen, sie

irgendwie wieder normal zu bekommen.

Dann hörte ich die Rufe.

»John! John!«

Dumpf drangen die Stimmen an meine Ohren. Sie waren unter mir aufgeklungen, im Keller.

Ich warf einen Blick auf Sheila, sah, daß sie ruhig war und legte mich auf den Boden, um zu lauschen.

Wieder riefen Suko und Bill.

Ich gab auch Antwort. »Wie komme ich in den Keller rein?«

»Falltür!« schrie Bill. »Irgendwo ist der Hebel für eine Falltür. Am Fenster, glaube ich.«

»Okay.«

Sheila saß noch immer ruhig auf dem Boden. Ihr Gesicht sah schrecklich aus, es würde mich noch in meinen Träumen verfolgen. Diese weißen, hervorquellenden Augen, die mit denen eines normalen Menschen nicht mehr zu vergleichen waren.

Ich schritt zum ersten Fenster. Auf dem Weg dorthin streifte mein Blick das Dimensionstor.

Es war nicht mehr vorhanden.

Eine Mauer präsentierte sich meinen Blicken.

Die anderen wußten, daß sie hier eine Niederlage erlitten hatten und zogen sich zurück.

Spuren hinterließen sie selbst keine. Nur andere zogen sie hinein in den mörderischen Kreislauf ihrer Pläne. Wie die Blinden, oder wie Ada Adamic.

Aber ich war sicher, daß ich Destero nicht zum letzten Mal gesehen hatte. Und auch die Augen würden mir in Zukunft bestimmt noch erscheinen.

Diese Augen, von denen man mir berichtet hatte, erinnerten mich an das Dämonenauge, das ich vor einiger Zeit zerstört hatte. [4]

Ich suchte die Fensterbänke ab.

Beim zweiten Versuch hatte ich bereits Glück.

Meine Finger ertasteten den kleinen Hebel, kickten ihn herum, und im gleichen Moment fiel die Falltür in die Tiefe.

Drei Schritte brachten mich an deren Rand. Ich kniete nieder, schaute nach unten und sah die Gesichter meiner beiden Freunde. Sie hoben sich als helle Flecken ab.

»Seid ihr okay?« rief ich.

»Ja«, erwiderte Suko.

»Wo ist Sheila?« fragte Bill. Seine Stimme zitterte.

»Sie ist hier.«

»Und?«

Ich schluckte. Verdammt, was sollte ich ihm sagen? Erfahren würde er es so oder so, kneifen hatte keinen Sinn.

»Sheila ist hier oben«, erwiderte ich. »Aber…«
»Sie ist blind, nicht wahr?« Seine Stimme klang hysterisch.
»Ja, Bill.«
»Oh Gott«, stöhnte mein Freund. Er vergrub sein Gesicht in beide Hände.
Suko behielt die Nerven. »Es gibt vielleicht noch eine Möglichkeit«, sagte er. »Du mußt Sheila nach unten schaffen. Ihre Augen befinden sich in der Gewalt eines Wesens. Vielleicht können wir sie noch retten.«
Ich wußte zwar nicht, was Suko vorhatte, sträubte mich jedoch nicht, seinem Vorschlag nachzukommen.
Sheila kauerte noch immer auf dem Boden. Die Arme hatte sie vorgestreckt. Am Klang meiner Schritte merkte sie, daß ich auf sie zukam.
»Nein!« kreischte sie. »Bleib mir vom Hals, du Bastard!«
Sie schlug wieder nach mir, doch ich hatte keine Mühe, ihren Schlägen auszuweichen.
Dann packte ich sie.
Wieder wehrte sie sich, doch gegen meine Kraft kam sie nicht an.
Ich zog Sheila Conolly hoch, nahm sie in den Polizeigriff und führte sie an den Rand der Luke.
Sheila machte sich steif, stemmte sich mit den Hacken ein, wehrte sich, aber auf Kompromisse ließ ich mich nicht ein.
»Laß sie fallen!« rief mir Suko zu.
Ich stieß Sheila in den Rücken. Sie trat vor und fiel nach unten, ins Leere.
Suko und Bill fingen sie gemeinsam auf.
Ich hörte meinen Freund schluchzen, und es ging mir durch und durch. Bill sprach auf seine Frau ein, doch Sheila hörte oder wollte ihn nicht hören. Sie beschimpfte ihn lauthals.
»Komm nach!« forderte Suko.
Ich sprang.
Unten kam ich gut auf, drehte mich um, und dann sah ich das Monster…

***

Es war eine Ausgeburt der Hölle.
Ein widerliches schleimiges Wesen, mit zahlreichen Augenpaaren bedeckt.
Unwillkürlich hielt ich den Atem an.
Bill stand neben mir, während Suko ein paar Schritte vorgegangen war.
Der Reporter hielt Sheila fest. Seine Stimme klang erstickt, als er sagte: »Da, John, das sind ihre Augen. Die obersten. Sie sie haben mal

ihr gehört.«
Sheila kicherte böse, als sie die Worte hörte.
Ich ging zu Suko. »Was hast du vor?« fragte ich den Freund.
Der Chinese leuchtete mit der Taschenlampe das Monster an, wobei die Augen zuckten, als sie die Helligkeit traf. »Ich weiß nicht, durch welchen Vorgang Sheila das Augenlicht genommen wurde«, flüsterte er, »aber vielleicht könnten wir eine Rückkehr erzwingen.«
Ich war einverstanden. »Okay, fragen wir sie.«
Ich sprach Sheila Conolly direkt an. »Wie hast du dein Augenlicht verloren? Was hat man mit dir gemacht?«
»Er er kam über mich!« schrie Sheila.
»Dann geh zu ihm«, sagte ich.
Bill schaute mich an. »Bist du verrückt geworden?«
»Laß ihn!« zischte Suko.
Ich hatte mir einen verzweifelten Plan ausgedacht und hoffte nur, daß er funktionieren würde. Wenn nicht, war Sheilas Augenlicht endgültig verloren.
Bill ließ seine Frau los.
Langsam schritt sie auf das schleimige Monster zu. Je näher sie kam, um so schneller ging sie.
Ich schlich hinter ihr her und zog mir dann die Kette, an der das Kreuz hing, über den Kopf.
Noch einen Schritt, dann hatte Sheila das Wesen erreicht.
Das Monster schmatzte und schlürfte. Es merkte, daß etwas nicht stimmte; der Schleim bewegte sich schneller.
Dann hatte Sheila das Wesen erreicht.
Noch einen Schritt und sie wurde von der schleimigen Masse aufgesaugt.
Im gleichen Augenblick legte ich ihr die Kette über den Kopf!

***

Da geschah es!
Plötzlich bäumte sich das schleimige Wesen aus einer anderen Welt auf. Es wurde rund wie ein Ballon, dann spannte sich die Haut, wurde durchscheinend, und ich konnte sehen, wie mein Kreuz grell aufblitzte und Sheila mit einem Strahlenkranz umgab.
Sie fiel zurück, warf die Arme hoch.
Wir hielten den Atem an.
Im nächsten Moment war der Keller von einer gleißenden Helligkeit erfüllt, als würden tausend Blitze gleichzeitig nach unten rasen.
Schaffte mein Kreuz es? War es stärker als die Kräfte der Hölle?
Das Licht verlosch.
Alles war wieder normal.
Wirklich alles?

Sheila stand vor uns, verwirrt lächelnd. Sie wischte sich über die Augen, runzelte die Stirn und…

»Was ist denn hier los?« fragte sie und schaute auf das Kreuz vor ihrer Brust.

Tief atmete Bill Conolly ein. »Sheila?« fragte er.

»Bill!«

Plötzlich war der Reporter nicht mehr zu halten. Er rannte auf seine Frau zu, dann lagen sich die beiden in den Armen, und um sie herum versank die Welt.

Suko kniff mir ein Auge zu und grinste. Die Szene brauchte man nicht mehr zu kommentieren, Sie sprach für sich selbst.

Auch mit den anderen Blinden war eine Veränderung vor sich gegangen. Sie hatten ebenfalls ihr Augenlicht erhalten. Wieso dies geschafft worden war, konnte ich nicht erklären. Das Kreuz mußte wohl eine größere Kraft in sich bergen, als ich jemals angenommen hatte.

Bald kam auch Jane Collins. Und mit ihr einige Polizisten. Das Blindenheim wurde durchsucht, aber nichts gefunden.

Drei Stunden später gingen wir. Die Conollys fuhren sofort nach Hause, und ich machte mich auf den Weg ins Büro.

Sir Powell war inzwischen zurückgekehrt und erwartete meinen Bericht.

Der Superintendent schüttelte den Kopf. »Ich verstehe es nicht«, antwortete er. »Es werden immer mehr. Schaffen Sie es eigentlich noch, Ihre Gegner auseinanderzuhalten?«

»Manchmal fällt es mir schwer«, gab ich zu.

Sir Powell schaute mich ernst an. »Wollen Sie für ein paar Tage in Urlaub gehen?«

»Nein, Sir.«

Den Urlaub nahm ich doch. Allerdings war es mehr eine Pflicht. Denn einen Tag später fanden Bill Conolly, Suko, Jane Collins und ich alle die gleiche Einladung im Briefkasten.

Ein Freund von uns wollte heiraten.

Will Mallmann lud ein.

Für uns war es Ehrensache, dieser Einladung zu folgen…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 75 »Die Horror-Cops«, John Sinclair Nr. 76 »Bills Hinrichtung«

[2]Siehe John Sinclair Nr. 67 »Die Teufelssekte«

[3]Siehe John Sinclair Nr. 45 »Die Werwölfe von Wien«

[4]Siehe John Sinclair Nr. 17 »Das Dämonenauge«